

80. 6. 86.



LÄNDER UND VÖLKER

6.

Heft • Juni • 1936

66. Jahrgang Neue Folge

Ständige Beilage: Bericht über auslandkundliches Schrifttum
In diesem Heft: Außereuropäische Kulturkreise

VERLAG: GESELLSCHAFT FÜR LÄNDERKUNDE, BERLIN



LÄNDER UND VÖLKER

Herausgegeben von der **GESELLSCHAFT FÜR LÄNDERKUNDE**

Berlin NW 40, Lüneburger Straße 21 / Fernruf: C 5 Hansa 5311
Postscheckkonto: Berlin 74750 / Erfüllungsort: Berlin-Mitte

Schriftleitung: Berlin C 2, Breite Straße 37 (Ibero-Amerikanisches Institut)
Fernruf: D 4 Humboldt 6415

Manuskript- und Buchzusendungen an die Schriftleitung erbeten

66. JAHRGANG/N.F. / HEFT 6 / JUNI 1936

INHALTSVERZEICHNIS

AUFSÄTZE

Corbach: Wachsende Wüste — schrumpfender Lebensraum	161
Estermann: Die Straße des Imperiums	165
Feddersen: Die Dardanellen	167
Hömberg: Das Land der Skipetaren	170
Lufft: Townsend und Aberhart	173
Langenbach: Auf den Spuren der ersten deutschen Flotte	177
QUERSCHNITTE	180
ZEITSCHRIFTENLESE	187
BÜCHERTAFEL	190

Monatsschrift der Gesellschaft für Länderkunde / Einzelheft 0,50 M.
Zu beziehen durch den Verlag und bei jeder Buchhandlung

A N S C H R I F T E N D E R M I T A R B E I T E R

Otto Corbach, Schriftleiter, Berlin-Wilmersdorf, Kreuznachstr. 36a. — Walter Estermann, Schriftleiter, Berlin SW 68, Zimmerstr. 88. — Dr. Harald Feddersen, Schriftleiter, Berlin-Lankwitz, Havensteinstr. 16e. — Hans Hömberg, Schriftleiter und ständiger Mitarbeiter des „Völkischen Beobachter“, Berlin-Lichterfelde, Tulpenstr. 5a. — Dr. Hermann Lufft, Schriftleiter, Berlin-Mariendorf, Tejastr. 13. — Dr. Karl Friedrich Langenbach, Hauptschriftleiter, Berlin W 30, Hohenstaufenstr. 65.

VERLAG: GESELLSCHAFT FÜR LÄNDERKUNDE, BERLIN

Otto Corbach:

Wachsende Wüste — schrumpfender Lebensraum

Für den Verfall vergangener Kulturen gibt es so viele Erklärungen wie es verschiedene Weltanschauungen gibt. Jeder möchte sich gern auf die „Lehren der Geschichte“ berufen dürfen, um seine Auffassung von dem, was zur Zeit „faul im Staate“ ist, zu rechtfertigen. Was ist nicht alles für den Zerfall des alten römischen Imperiums verantwortlich gemacht worden? Latifundienbildung, Sklavenwirtschaft, Edelmetallknappheit, Rassenmischung, Sittenverderbnis, Völkerwanderung usw.

Jeder besonnen Urteilende wird leicht einsehen, daß zum Aufstieg wie zum Niedergang alter Kulturvölker viele Ursachen zusammengewirkt haben müssen. So können neuerdings auch manche Forscher mit guten Gründen die Meinung vertreten, daß die Klimaveränderungen unserer Erdperiode sehr viel mit dem Untergang früherer Kulturen und dem Aufstieg neuer Völker zu tun haben. Wieviele alte Kulturstätten liegen nicht in dem Wüstengürtel begraben, der sich von der atlantischen Küste durch Nordafrika, Arabien, Mittelasien bis in die Mandchurei hinein erstreckt? Das einst reiche Mesopotamien ist heute nur Wüste. In der Umgegend des Lobnor im östlichen Tarimbecken entdeckte Sven Hedin die Ruinen einer untergegangenen Stadt. „Einst, vor etwa 1600 Jahren“, bemerkt er dazu, „gab es fruchtbare Felder, grüne Wälder, rauschende Kanäle, freundliche Dörfer, buddhistische Tempel und lebhafteste Verkehrsstraßen längs des Sees Lobnor. Und jetzt? Nicht die Spur von organischem Leben in irgendwelcher Gestalt; die Gegend liegt so still und düster da wie ein Friedhof, der sich bis an den Rand des Horizonts erstreckt.“

Inwieweit aber handelt es sich in solchen Fällen um ein unerbittliches Verhängnis, und inwieweit um die Folge einer Schändung der Natur durch menschlichen Unverstand? Klimawandlungen durch Hebungen oder Senkungen der Erdoberfläche haben gewiß nicht das geringste mit menschlichem Verschulden zu tun, aber diese vollziehen sich in ungeheuer langen Zeiträumen. Wenn dagegen Teile Griechenlands, in unsern Tagen steinig, felsig, trocken, einst, im Zeitalter Homers, waldreiche, von Bächen und Flüssen durchströmte Gegenden waren, so läßt sich das durch allgemeine Wandlungen atmosphärischer Verhältnisse allein nicht erklären. Wenn in der Sahara versandete Strombetten und auf Felsen eingravierte Tierbilder von einem Zeitalter zeugen, wo es dort ausgedehnte, von Wäldern bedeckte, von Flüssen durchströmte, wildreiche Gebiete gab, so sind seitdem ungezählte Jahrtausende verflossen, in denen die ganze Erdkruste gewaltige Hebungen und Senkungen durchmachte. Seit den Tagen der alten Karthager oder Römer haben sich jedoch keine solche erdgeschichtlichen oder atmosphärischen Wandlungen im Mittelmeergebiet vollzogen, die es allein erklären könnten, daß sich über damals fruchtbare, stark bevölkerte Landschaften Nordafrikas der Sand der Wüste wie ein Leichentuch breitete.

In historischer Zeit hatten die Menschen, die manche der heute öd und wüst daliegenden Landschaften bewohnten, immer einen gewissen Spielraum, ihre Umwelt



günstig zu beeinflussen, dem Boden seine Fruchtbarkeit, dem Klima seine Erträglichkeit zu erhalten. Es gibt auch aus neuerer Zeit Beispiele genug, die beweisen, daß der Mensch ebensowohl fruchtbares Land in Wüste, wie umgekehrt Wüste in fruchtbares Land zu verwandeln und auch das örtliche Klima in bestimmten Grenzen zu seinem Heil oder Unheil zu verändern vermag. So läßt sich die Vegetationsarmut russischer Steppengebiete großenteils auf die zur Erbanlage gewordene Verstandlosigkeit des Muschik für die Pflege von Baumpflanzungen zurückführen. Daher das Erstaunen russischer Beobachter über die Wandlungen, die einst die Ansiedlung deutscher Kolonisten in der neuen Umwelt hervorrief. „Auf der Steppe, wo früher weder Wasser war, noch ein Strauch auch nur an den Wald erinnerte“, urteilt Staatsrat Klaus, der russische Geschichtschreiber für deutsche Kolonisten über die Anfänge der Mennoniten-siedlungen an der Maloischna, „erhob sich, wie hervorgezaubert, eine blühende Ansiedlung neben der andern, fand sich gesundes und reichliches Brunnenwasser, ganze Haine von Obst-, Maulbeer- und Waldbäumen, üppige, ausgezeichnete Wiesen, ganze Herden von Schafen, Hornvieh und Pferden verschiedener ausgezeichneter Rassen. Segenwärtig (1869) wachsen im Maloischnaer Bezirk allein über sechs Millionen verschiedenartiger Bäume . . .“ Dieselbe Kaiserin Katharina, die die ersten größeren Versuche mit der Ansiedlung von Deutschen in geschlossenen Dörfern unternahm, suchte russische Bauern durch die Todesstrafe für jeden Frevel davon abzuschrecken, sich an den jungen Birken, die sie an ihren Poststraßen anpflanzen ließ, zu vergreifen. Jahrhundertelanger Raubbau am Boden und allem Baumwuchs hat die katastrophale Verschlechterung russischer landwirtschaftlicher Verhältnisse mit verursacht, die die Sowjets mit ihren mechanistischen Methoden eher steigern als mildern.

Wie rasch in halbtrockenen Gebieten reiner Ackerbau ohne Forst- und Weidewirtschaft der Wüstenbildung Vorschub leistet, lehrt die chinesische Kolonisation in den nordwestlichen Grenzländern des Reiches der Mitte. Für das, was in diesen Gegenden noch heute vor sich geht, blieb die Schilderung zutreffend, die der französische Missionar Huc von seinen Eindrücken entwarf, die er 1848 auf einer Reise in das Ordosgebiet gewann, um das östlich von Kalgan und nördlich der großen Mauer der Hoangho einen großen Bogen beschreibt. „Gegen Mitte des siebzehnten Jahrhunderts“, heißt es in dem Bericht, „begannen die Chinesen in dieses Gebiet einzudringen. Damals war noch die ganze Landschaft von wildromantischer Schönheit. Die Berge waren noch von herrlichen Wäldern bedeckt, und die mongolischen Zelte belebten die Täler inmitten reicher Weidegründe. Für eine sehr bescheidene Summe wurde dem Chinesen gestattet, sich in der Steppe niederzulassen, und in dem Maße, wie der Anbau fortschritt, zogen sich die Nomaden mit ihren Herden zurück. Von da ab hat sich die Landschaft völlig gewandelt. Alle Bäume wurden gefällt, die Wälder verschwanden, die Grasdecke der Prärie wurde durch Feuer vernichtet, und die neuen Wirte entwickelten den größten Eifer, die Fruchtbarkeit des Bodens zu erschöpfen. Fast die ganze Gegend ist jetzt in den Händen der Chinesen, und ihrem naturfeindlichem Vorgehen ist wahrscheinlich die große Unregelmäßigkeit der Jahreszeiten zuzuschreiben, die dieses unglückliche Land verödet.“

Rücksichtslose Abholzung bringt Abnahme der Niederschläge mit sich. Erbarungsloser Umbruch ausgedehnter Weidegründe zu Ackern gibt in Zeiten großer

Dürre ausgetrockneten Boden Sturmwinden preis, die ihn emporwirbeln und forttragen. In immer größerem Umfange mangelt es dann an poröser Erdschicht, um Niederschläge auf- und Grundwasser emporzusaugen. Die Niederschläge speisen umso reichlicher Bäche, Flüsse und Ströme, vermehren also Hochwassergefahren. Das Grundwasser sinkt, bis selbst die Wurzeln der Bäume es nicht mehr einholen können. Umso stärker ist die Oberfläche der Erde den Wirkungen der Sonnenstrahlen ausgesetzt.

Dieser Vorgang der Wüstenbildung, der sich einst in klassischen Ländern, für die Zeitgenossen oft kaum merklich, vollzog, wiederholt sich vor unsern Augen nicht nur in östlichen Ländern, sondern in überraschend kurzer, übersichtlicher Zeitspanne in Nordamerika. Auf amerikanischer Erde verwandelte sich der einwandernde europäische Bauer in den beweglicheren „Farmer“. Der Farmer fühlt sich nicht an die einmal in Angriff genommene Scholle gebunden; er ist stets bereit, den Standort seines „Geschäftes“ zu wechseln, bald diesen, bald jenen Boden zu bebauen, je nachdem es zu seinem Vorteil auszuschlagen verspricht. „Westwärts ho!“ hieß die Losung, solange es noch irgendwo auf dem Wege vom Atlantischen zum Stillen Ozean billiges, fruchtbares, ungenutztes anbaufähiges Land gab. Diese Bewegung kam dem technischen Fortschritt zugute. An der jeweiligen Siedlungsgrenze steigerte sich der Hunger nach mechanischen Hilfskräften, bei dem Mangel an menschlichen, zur Sier.

Rücksichtslos wurden Wälder und Grasflächen von gewaltiger Ausdehnung durch Axt und Feuer abrasiert, um für das „Farmgeschäft“ immer größeren Spielraum zu schaffen. Den letzten starken Impuls zu beschleunigter Ausdehnung der Anbaufläche wie zur Mechanisierung des Arbeitsprozesses auf den Farmen gab der Weltkrieg. Nur auf ausgedehntem Weideland in den noch menschenarmen Gebieten des mittleren und fernen Westens gab es für Riesensarmen zu wirksamer Ausnutzung des Mähdreschers und anderer „kombinierter“ neuer Maschinerie genügend Spielraum. Der Typ des Farmers steigerte sich dort zum Überfarmer. Flächen bis zu 38 000 Hektar nahmen die größten amerikanischen „Getreidefabriken“ in Anspruch.

Die „Überfarmer“ machten aber ihre Rechnung ohne den Weltmarkt, dessen Aufnahmefähigkeit nach Ausbruch der großen Krise immer mehr einschrumpfte, und ohne die Natur, die es nicht duldet, daß der Mensch im Umkreise seiner Siedlungen hemmungslos Wälder ausrodet und den Boden der ihn schützenden Grasdecke beraubt.

Daher die Furchtbarkeit der Dürren, sowie der Sand- und Staubstürme, die das Volk der Vereinigten Staaten und die Bevölkerung der Prärieprovinzen Kansas in den letzten Jahren heimsuchten. Die Stürme, die über Kansas, Nebraska und Wyoming, über Teile der beiden Dakotas, die Hälfte Colorados, Striche Iowas und Missouri, die größere Hälfte Oklahomas und die nördlichen Gegenden von Texas dahinraffen, brachten Verderben oder Elend für die Bevölkerung in einem Raume von 750 000 Quadratkilometern mit sich. Hier wurde die oberste Bodendecke in die Luft gehoben, bis die gelben Wolken die Sonne völlig verschleierten, um nichts zurückzulassen als groben Ries, dort wurden Felder und Siedlungen mit einer Sandschicht überzogen, Brunnen verschüttet, Mensch und Tier der Gefahr des Erstickens ausgesetzt. In manchen der am ärgsten heimgesuchten Bezirke werden heute vier Fünftel der Bevölkerung öffentlich unterstützt.

Während naturfremde Technologen in ihren Studierstuben ausrechnen, daß das Volk der Vereinigten Staaten seine Anbaufläche bei bester Ausnutzung auf einen kleinen Bruchteil zusammenschrumpfen lassen könnte, geben Tausende und Abertausende von Farmern den Kampf gegen die wachsende Wüste auf. Viele irren ratlos den Städten zu, wo sie abgerissen, ausgehungert anlangen und Beschäftigung suchen. Wagemutigere ziehen aus, in noch unerschlossener Wildnis ihr Glück als Pioniere zu versuchen. Wie vor Jahrzehnten die Ansiedlerscharen in die Prärien strömten, deren unabsehbare Weiten dem Weizenbau unbegrenzte Möglichkeiten zu bieten schienen, so geht heute der Zug nach Norden, in die Buschgebiete. Rundschafter werden vorausgeschickt, geeignete Plätze zu neuer Niederlassung ausfindig zu machen. Wieder rollen die alten, hohen Planwagen, mit vier bis sechs Pferden, zuweilen auch Kindern bespannt, über die Prärie. Alte Leute, mit von der Last der Jahre und der Arbeit gebeugtem Rücken und pergamentenen, harten Gesichtern, Mütter mit Säuglingen an der Brust, junge Männer, die unterwegs durch Gelegenheitsarbeit etwas Geld zu verdienen suchen, legen auf diese Weise hunderte von Kilometern zurück. Sie vertrauen auf die Errungenschaften moderner Züchter, um noch hart an der Grenze des nördlichen Polarkreises Neuland unter den Pflug zu bringen. Selbst nach Alaska kamen in den letzten Jahren gegen 15000 enttäuschte Farmer aus der Union, nicht, um Gold zu finden, sondern um Acker- und Weideland als Grundlage eines neuen, mühevollen, aber unabhängigen Farmerdaseins zu suchen.

Was im Innern Asiens Jahrtausende in Anspruch nahm, das wiederholte sich in Nordamerika nach der Eroberung durch den weißen Mann erst verhältnismäßig langsam, dann schneller und schneller, nach durchgängiger Maschinisierung und Mechanisierung der Landwirtschaft in geradezu unheimlich beschleunigtem Tempo: die Erstarrung einst fruchtbarer Landschaften zum „toten Herzen“. Ähnliche Vorgänge spielten sich in Afrika südlich der Sahara und im Umkreise der Kalahari ab. Unbedachte Raubwirtschaft, teils der Eingeborenen, teils weißer Siedler, läßt beide Wüsten unaufhaltsam wachsen. Wie der englische Forscher E. P. Stebbing auf Grund jahrelanger Beobachtungen feststellte, rückt der Südrand der Sahara jährlich um eine halbe Meile dem Mittelpunkt des dunklen Erdteiles näher. Von Dürren und Sandstürmen waren weite Striche Süd- und Südwestafrikas niemals ärger heimgesucht, als in den letzten Jahren.

Die Schnelligkeit, mit der die große Wüste Inneraustraliens auf Kosten ursprünglich anbaufähigen Landes wächst, bildet ein Kapitel für sich. Hier sind es vor allem eingeschleppte verwiiderte Kaninchen, die, indem sie alles freie Land überschwemmen, das der weiße Mann für eine dichtere Besiedlung verschmähte, der Wüstenbildung Vorschub leisten.

So drohen die besten Kornkammern der gemäßigten Klimagebiete durch die Unvernunft der Pioniere der weißen Rasse zerstört zu werden, während die dichten Massen farbiger Bevölkerung in tropischen Gegenden, deren hervorbringende Kraft für die Versorgung des Weltmarktes mit Lebensmitteln und Rohstoffen noch unbegrenzt steigerungsfähig ist, sich der politischen Kontrolle des weißen Mannes mehr und mehr entwinden.

Walter Estermann:

Die Straße des Imperiums

Das Sprichwort „Mundus vult decipi“ — die Welt will getäuscht werden — stammt aus dem Altertum und paßt deshalb wohl nicht mehr recht in unsere bekanntlich fortgeschrittene Zeit mit ihrem viel klüger gewordenen Menschengeschlecht. Heute muß man es — will man höflich sein — zumindestens dahin abschwächen, daß die Welt sich überraschen lassen will.

Die ach so kluge Welt ließ sich überraschen, als Mussolini vor mehr als einem Jahr auf das Angebot der abessinischen Provinzen Tigré und Ogaden antwortete, er sei kein Sammler von Wüsten. Sie tat überrascht, als er erklärte, er könne seinen in die Hunderttausende gehenden Truppen in Ostafrika nicht sagen, es sei das alles nur ein Spaziergang und nichts weiter gewesen. Sie war überrascht, als dann der Krieg begann, als die Sanktionen sich als längst in das Kriegsrisiko einkalkuliert erwiesen, als der Friedensplan Hoare—Laval in Pontinia auf keine Gegenliebe stieß und als die Kraft des Vorstoßes durch Mittel verstärkt wurde, bei denen die Weltmeinung zum Riechfläschchen zu greifen pflegt. Geradezu blank vor Staunen wurden allenthalben die Augen, als die ganze anderthalbjährige Aufregung schließlich mit der feierlichen Proklamation des Römischen Imperiums endete.

Wir gestehen gerne ein, daß wir uns dann und wann ebenfalls in dem Umfang dessen geirrt haben, was Mussolini eigentlich wollte. Mit diesem Geständnis vorübergehender Zweifel wissen wir uns von dem Vorwurf frei, als ob wir nun als nachträgliche Besserwisser hochweise den Finger erheben, um den Irrenden ihr Irren unter die Nase zu reiben. Aber unumwunden sei gesagt: Wer Ohren hatte zu hören und Augen zu sehen, hätte die Entwicklung in ihrem ganzen Ausmaß vorherahnen müssen. Und zwar deshalb:

1. Was in der inneren Propaganda des Faschismus den Kriegs- und Nachkriegsitaliener hinausheben sollte über die geschichtslose Zeit der anderthalb Jahrtausende seit den Cäsaren — die gleichwohl erfüllt war von höchsten Leistungen auf allen Gebieten der Kunst, Wissenschaft und selbst der Staatslehre —, das war die stete Erinnerung an die Größe des alten Rom, die es über alle Zwiespälte der Klassen und der Landschaften („campanilismo“ nennt der Italiener das, was wir Partikularismus schimpfen) wiederherzustellen gelte.

2. In allen Arbeiten der Zwischenzeit zeigte sich der Dienst an der imperialen Idee. Die Lateranverträge 1929 sollten dem Faschismus das geistliche Rom für seine weltweiten Ziele dienstbar machen. Die Prunkstraße vom Regierungspalast Mussolinis durch die Reste der römischen Fora zum Kolosseum wurde schon „Straße des Imperiums“ genannt, als die sogenannte Welt noch über solche Verstiegheiten schmunzelte. (Selbst in Rom hat man einen bösen Witz darüber gemacht: Vom Palaste Venezia führt — italienisch: duce — die Straße des Imperiums zur größten Ruine von Italien, dem Kolosseum. Wobei der Doppelsinn des Wortes „rovina“ auch Zusammenbruch bedeutet.)

Das Recht, eine imperiale Ausstellung zum zweitausendjährigen Gedenken des Kaisers Augustus vorzubereiten, sprach man den neuen Römern ebenso ab. Nun fällt sie 1937 gerade in die richtige Zeit, denn ein neuer Träger des schmückenden Beiwortes „augustus“ — soviel wie „Mehrter des Reiches“ — regiert Italien.

3. Die Worte Mussolinis auf der Fünfzehnjahresfeier des Faschismus im März 1934, daß Italien auf seinem Expansionsrecht bestehe, in diesem Zusammenhange aber die Augen von Europa wegwende und nach Asien und Afrika blicke, ließen nur wenige Ziele des imperialen Dranges erkennen, deren leichtestes eben das letzte schwarze Kaiserreich war.

4. Die Argumente, aus denen Italien sein Recht auf den Krieg gegen Abessinien ableitete, ähnelten aufs Haar denen, mit denen Cäsar, der Gründer des ersten römischen Imperiums, den gallischen Krieg einleitete. Waren es dort die wilden Helvetier, die die braven Häduer belästigten und die römische „provincia narbonensis“ bedrohten, so waren es hier die Amharen, die die mohamedanischen Galla und Somali quälten und versklavten und überdies bei Mal-Mal Italienisch-Somaliland zu nahe kamen. Beide Kriege endeten mit demselben Ergebnis, nur daß der eine sovielen Monate wie der andere Jahre dauerte.

5. Die Augenblicksposition, die Italien im Mittelmeer gegenüber dem bis dahin „kugelfesten“ England erworben hatte, mußte — schon dem Volke zuliebe, das für seine wirklich heroischen Opfer etwas sehen wollte — ihren Ausdruck finden in dem bewußten Entgegensetzen des „Impero“ gegen das „Empire“.

Nun sitzt — als Ergebnis des ganzen Ringens, das man historisch gesehen schon im Weltkrieg, bei der ersten Fascio-Gründung in Mailand, beim Marsch auf Rom und bei der 1925 beginnenden Heeresreform und Aufrüstung beginnen lassen muß — in Rom ein Kaiser, der auf dieser Welt nur zwei Titelträger neben sich hat: Den Kaiser von Indien in London und den Mikado in Tokio. Sein Reich ist nicht klein: Sein Flächeninhalt erreicht fast vier Millionen Quadratkilometer, soviel wie Europa ohne die Sowjetunion und den Balkan. Die Bevölkerungszahl ist ebenso beachtlich: Sie übersteigt um zehn Millionen die Kopfzahl derer, die unter Augustus im Jahre Null im großen römischen Reiche gezählt wurden. Eine halbe Millionen wächst jährlich zu, die nach italienischer Ansicht in den nächsten vierzig Jahren leicht innerhalb der Grenzen des neuen Imperiums ihr Auskommen finden kann. Was nach diesem halben Jahrhundert, das Mussolini für den friedlichen Aufbau der eroberten Länder beansprucht, wissen die Götter und der Träger des Titels „Gründer des Imperiums“.

Wir sind nicht als Pythia im Orakel zu Delphi engagiert und brauchen auch nicht orakelnde Metallscheiben im Eichenhaine zu Dodona schütteln. Wir kennen nur ein Stück Geschichte des Imperialismus und wissen, daß jeder, der auf der einmal eingeschlagenen Straße des Imperiums rastet, rostet. Was Italien betrifft, so glauben wir von den beiden letztgenannten Schicksalswörtern weder das mit A noch das mit O . . .

Harald Feddersen:
Die Dardanellen —
eine Schlüsselstellung zwischen Orient und Okzident
Ein kurzer Gang durch die Jahrhunderte

I. Oliven, Lorbeerbäume und weiße Schlösser

Der Halbinsel Gallipoli gegenüber, ganz nahe an der anatolischen Küste und nur knapp acht Kilometer von Kalei Sultaniye (Sultansburg) entfernt, lag die griechische Stadt Dardanos. Nach ihr ist die Meerenge benannt, die in der Weltgeschichte wie kaum ein anderer strategischer Punkt heiß umkämpft, sehnsüchtig erträumt und immer wieder hart in die Berechnung kriegerischer Eroberungen als Faktor ersten Ranges eingestellt wurde: Die Dardanellen. Diese an ihrer schmalsten Stelle nur 1,9 Kilometer breite Wasserstraße von alles in allem 65 Kilometer Länge verbindet das griechisch-ägäische Meer mit dem Marmarameer, dieses wiederum mit dem Bosporus (man nennt vielfach auch den Bosporus zusammen mit der eigentlichen Dardanellenstraße die „Dardanellen“) und dem riesigen Schwarzen Meer, an dessen Ufern Rußland liegt, Odessa, der größte Getreideexporthafen des Ostens, in das der Dnjepr mündet, die Krim von weitem leuchtet und auch Rumänien wie Bulgarien Hausrechte genießen. Und vom Ägäischen Meer aus lockt das große Mitteländische Meer, ja, noch weiter der Atlantische Ozean, das Weltmeer, die Neue Welt, Amerika und aller wirtschaftlicher Reichtum dieser beiden unermesslichen Kontinente. Alles das kann einer Schifffahrt und Weltwirtschaft treibenden Nation offenstehen — wenn ihre Schiffe im Frieden und im Krieg ungehindert durch diese schmale Wasserstraße, Dardanellen genannt, fahren dürfen. Dürfen sie das nicht: Wozu ist dann das riesige Schwarze Meer nütze? Ist es dann nicht ein zwar großer, aber alles in allem doch nur sehr wenig verwendbarer Binnensee?

Dies ist, in wenige kurze Worte zusammengefaßt, das Weltproblem „Dardanellen“. Eigentümer dieser Wasserstraße ist seit dem 15. Jahrhundert die Türkei. Das große Rußland, die Weltmacht England, die Mittelmeer Macht Frankreich: Sie alle haben jahrhundertlang mit List und Tücke, raffiniertester Diplomatie oder grausamsten Kriegsmitteln um den Besitz oder wenigstens um freies Durchfahrtsrecht dieser Dardanellen gekämpft. Hin und her ging der wechselvolle Kampf, aber nie ist er ganz eindeutig so oder so entschieden worden — bis auf unsere heutigen Tage nicht, denn das Verlangen der Türkei Kemal Atatürks auf Wiederbefestigung der Dardanellen zeigt nur, daß ein neues Blatt in der Geschichte dieser Schicksalswasserstraße umgeblättert worden ist.

Dabei ist das ganze Gebiet vom Bosporus bis zum Westausgang der Dardanellen zweifellos ein landschaftliches Paradies. Die türkischen Sultane wußten, warum dies Land erobderungswert war: Hier an der Brücke zwischen Orient und Okzident hatte die Natur in verschwenderischer Fülle ihre Gaben für sinnesempfindliche Menschen ausgebreitet. Der Bosporus, ein 22 Kilometer langer, zwi-

schen 500 und 2200 m breiter Wasserstreifen, lud zum Verweilen ein. An seinen reich bewaldeten Ufern entstanden bald reihenweise Schlösser und prunkvolle Landhäuser, schneeweiß mit goldenen Spitzen, Oliven, Lorbeerbäume, Edelkastanien, aber auch stolze Eichen und Rotbuchen beschatteten Hügel und Täler rings um den Bosphorus und von den verschiedensten Stellen dieser „Luftstraße des Wassers“ aus hatte man Durchblicke und Fernsichten von so märchenhafter Schönheit, daß hier im Dunstkreis Konstantinopels alle orientalischen Geheimnisse auf kleinem Raum vereinigt zu sein schienen. Bis zum Ägäischen Meer eine Kette landschaftlicher Reize oder baulicher Prachtwerke! Ein Land, das der Schöpfer zum Genießen und zu beschaulichen Schäferstunden geschaffen zu haben schien.

II. Chinesische Seide und indische Gewürze

Ein anderer Blickpunkt. Konstantinopel, die europäisch-asiatische Millionenstadt zwischen Bosphorus und Marmarameer, hat nicht erst seit dem Zeitalter europäischer Machtkämpfe Weltbedeutung gehabt. Es war schon im Altertum und alle Jahrhunderte byzantinischer, griechischer, türkisch-osmanischer Herrschaft hindurch einer der ganz großen Warenstapelplätze der Welt. Ja, diese Stadt der tausend Kirchen, Moscheen und Minarets hatte lange Zeit hindurch sogar ein Marktmonopol. Was an asiatischer Ware überhaupt den Weg nach Europa finden wollte, das mußte über den Weltmarktplatz Konstantinopel, und indische Gewürze, chinesische Seide, turkestanische Pelze oder orientalische Früchte aller Art wanderten zuerst an den Bosphorus, ehe sie von griechischen, vor ihnen von phönizischen, später von römischen Kaufleuten, Händlern oder Großhandelshäusern Mitteleuropas durch die Dardanellen oder über Thrazien auf alten Karawanenstraßen bis ins letzte fränkische Dorf oder französische Städtchen weiterverhandelt, weiterverfrachtet und weiterverkauft wurden. Diese schmalen Wasserstraßen zwischen zwei Erdteilen oder richtiger zwischen zwei Welten sind immer auch rein wirtschaftlich eine Achse gewesen, um die sich alles Leben drehte. Nimmt es Wunder, wenn man hört, daß bald nach der Eroberung Konstantinopels durch die europasüchtigen Türken diese wirtschaftliche und politische Schlüsselstellung gesichert, ausgebaut, befestigt wurde? Schon 1463 entstanden die ersten Burgen. In verhältnismäßig kurzen Abständen wurden die vier berühmten „Dardanellenschlösser“, zwei am Bosphorusausgang, zwei am Ausgang der Dardanellen, aber alle vier für damalige Begriffe als uneinnehmbare Schutz- und Trutzfestungen gegen alle Reider und Türkenfeinde errichtet. Drohend und warnend standen sie hoch über den Ufern, die die Welt bedeuteten. Wenn man von Dardanellenbefestigung spricht, muß man auch dieser Burgen gedenken, der Rumeli Hisar und Anadolu Hisar zu beiden Seiten des Bosphorus, der Rilid Bahir und Kalesi Sultaniye zu beiden Seiten der Dardanellen. Sie haben Jahrhunderte gegen viele Angriffe standgehalten, ihre meterdicken Mauern, ihre hochragenden Türme und ihre terrassenförmig an den Ufern aufsteigenden Wehre waren für ihre Zeit (noch weit in die neue Kriegsgeschichte hinein) „Douaumonts“ der Osmanen und erst neuere Befestigungen wie Seddil Bahr und Rumkale, sowie Küstenbatterien an den Wasserstraßen entlang haben sie ersetzt, wenn auch nicht ganz überflüssig gemacht.

III. Von Peter dem Großen bis Atatürk

Seitdem es einen eigenen, unabänderlichen imperialistischen Zielen zustrebenden russischen Staat gegeben hat, hat es auch — wir haben gesehen, warum — für Rußland eine Dardanellenfrage gegeben. Peter der Große verlangte als erster russischer Herrscher freie Handelschiffahrt auf dem Schwarzen Meer (die Ufer des Schwarzen Meeres waren damals türkischer Besitz), ferner Durchfahrt durch den Bosphorus und die Dardanellen. Von diesem Augenblick an bis zum Weltkriege reißt die Kette der Dardanellenkonflikte nicht ab. 1770 wird die türkische Flotte bei Tchesme von den Russen vernichtet und Rußland erhält 1774 im Frieden von Kainardische tatsächlich das Durchfahrtsrecht ins Ägäische Meer. Ja, einige Jahre später, 1799, werden durch einen russisch-türkischen Bündnisvertrag Bosphorus und Dardanellen auch für russische Kriegsschiffe geöffnet, für alle andern Mächte dagegen gesperrt. Eine ausgesprochen prorussische Lösung der Meerengenfrage! 1805 wird diese russische Position noch einmal verstärkt und befestigt. Aber der Traum von dem „Griff nach Konstantinopel“ erfüllt sich nicht. England und Frankreich treten dazwischen, die Dardanellenfrage wird auf ein gesamteuropäisches Gleis geschoben und zwischen einer immer schwächer werdenden Türkei einerseits und den Großmächten andererseits spielt sich dann der Kampf um den Zugang zum Mittelmeer (Rußland), um die Schlüsselstellung am Ausgang des Orients (England, Frankreich) ab, der oft zu Kriegen und dramatischen Verwicklungen geführt, nie aber mit dem restlosen Siege der einen oder andern „Partei“ geendet hat. Von 1841 (13. Juli) an, wo der bekannte „Meerengenvertrag“ zwischen England, Frankreich, Österreich, Preußen, Rußland und der „Pforte“ geschlossen wurde, bis zum Ausbruch des Weltkrieges galt völkerrechtlich die Schließung der Meerengen für alle Kriegsschiffe (in Friedenszeiten): Es war eine Art „Neutralisation“, die, mit einigen Modifikationen, trotz heftiger panrussischer Propaganda und trotz eifersüchtiger Segenwehr Englands und Frankreichs als unantastbare Norm sich durchgesetzt hatte. Diplomatisch ein Ausbalancierkunststück ersten Ranges! Die entscheidende geopolitische Lage der Dardanellen hat die Rabinette und Kriegsministerien ganz Europas immer wieder vor Aufgaben delikater Art gestellt. Es ist das Geheimnis dieser Meerengen, daß die Probleme, die sie aufgewühlt haben, nie durch einseitigen Machtspruch gelöst worden sind, sondern immer in Kollektivabmachungen endeten.

Daran hat selbst der Weltkrieg nichts geändert. Es ist bekannt, welche entscheidende Rolle die Dardanellen in diesem Weltringen gespielt haben. Mit wenigen Hundert deutschen Offizieren und Soldaten, mit den noch nicht restlos europäisch durchgebildeten, aber doch schon deutsch-diszipliniert erzogenen türkischen Truppen, mit unzulänglichen Verteidigungsmitteln sind die Dardanellen gegen eine vielfach überlegene feindliche Flotten- und eine große fremde Truppenmacht heldenhaft gehalten worden.

Die Türkei brach später militärisch zusammen, das Sultanreich erlosch und aus den Trümmern des einstigen Riesenreiches stieg Kemals eiserner Aufbaumille empor, rettete den asiatischen Kern, erneuerte Volk und Staat — ist aber durch den Vertrag von Lausanne (1923) die Dardanellenfrage (Entmilitarisierung, Schließung

der Befestigungen, Völkerbundschutz) nun wirklich endgültig gelöst, ist sie befriedet, ausgeglichen oder bereinigt worden? Die Frage stellen, heißt, sie verneinen.

Atatürk hat bei den Vertragsmächten die Wiederbefestigung der Dardanellen beantragt: Die kritische Weltlage, die neue asiatische Großmachtstellung der Türkei, ihre Freundschaft zu Sowjetrußland, die Spannungen im Mittelmeer, ja, im Gesamtorient, alles das machen diese Meerenge von neuem zu einer strategischen Festung von weltpolitischer Bedeutung. Sie liegt inmitten einer paradiesischen Landschaft — aber es ist, als ob immer wieder jemand dafeln muß, der in den verbotenen Apfel beißt, es scheint, als ob das Schachspiel um diese Wasserstraße zwischen zwei Welten nun von neuem beginnt. Die Figuren haben sich verschoben. Die Kräfte, die um den Besitz oder Festigung rings um den Bosphorus kämpfen, sind dieselben geblieben. Jahrhunderte vergehen, aber das große Fragezeichen am Hellespont bleibt.

Hans Hömberg: Das Land der Skipetaren

1927 war es, als das Gerücht von einem Konflikt zwischen Jugoslawien und Italien nicht verstummen wollte. Man sprach von Küstungen in Dalmatien und militärischen Vorbereitungen an den Grenzen. Man redete davon, daß das jugoslawische Kriegsmaterial an der albanischen Seite angehäuft worden sei, um im geeigneten Augenblick loszuschlagen. Aber Reisende schrieben, daß nichts von alledem im Felsland der Arnauten zu sehen sei. In Ruhe ginge alles seiner Arbeit nach, und in Albanien bemerke man nicht etwa jugoslawisches Militär, sondern Zelte des italienischen Roten Kreuzes. Hitzköpfe sprachen von Okkupationsgelüsten Italiens. Im Lande selbst werde mehr mit italienischem Geld als in skipetarischer Münze gezahlt. Und was Bey Zoghü, den muselmanischen Präsidenten beträfe, so scheine es, daß er nach der Königswürde schiele, die ihm Italien bestätigen sollte.

So sah es 1927 aus. Die Geschichte verläuft zumeist ruhiger, als die Propheten glauben. Bis 1932 herrschte der italienische Kurs vor. Dann folgte ein Umschwung; und in Tirana fand man, daß eigentlich das Hemd näher als die Jacke, und daß Belgrad näher als Rom läge. Zwei Jahre später, da Albanien eine Anleihe für wünschenswert hielt, zeigte es sich den Italienern wieder von einer freundlicheren Seite. Und in diesem Jahre, vor wenigen Wochen, wurde ein italienisch-albanisches Abkommen getroffen, das in den Balkanländern mit sehr gemischten Gefühlen aufgenommen wurde.

Was ist das nun für ein Land, dies Albanien? So klein, unbedeutend, unzugänglich — und kaum wohl wichtig in der großen Politik? Und dennoch! Immer wieder konzentriert sich das europäische Interesse auf diesen Staat, den man noch um die Jahrhundertwende ein „halb barbarisches, unzivilisiertes Gebilde“ nannte.

Wenn wir zehn Freunde fragen, werden sicherlich neun nichts anderes von Albanien kennen, als das, was Karl May in seinen Reiseromanen niedergelegt hat. Das Wichtigste ist die Blutrache. Mit dieser angewandten Philosophie des „Wie du mir,

„So ich dir!“ hat es sich im Lauf der Jahre ein wenig geändert. Das Mittel, die Blutrache zu bekämpfen, hat der montenegrinische Fürst Danilo mit Erfolg in Montenegro durchgesetzt, indem er die Todesstrafe auf die Ausübung der Blutrache setzte.

Spiridion Gopcevič, einer der besten Kenner Albaniens, hat die Einrichtung dieses volkstümlichen Strafverfahrens genau studiert; er kommt zu dem Resultat, daß die einzelnen Bergstämme der Barjaktaren, Gjobaren und Dovranen viel zu unabhängig sind, als daß eine noch so harte Strafe sie schrecken könnte. Die verschiedensten Beleidigungen und Verbrechen fordern die Blutrache heraus: Mord, Verführung, Entehrung, Ehebruch, Verleumdung, Ehrabschneidung und dergleichen mehr. Der Diebstahl hingegen wird durch Geldstrafen oder Schadensersatz geföhnt. In einzelnen Ortschaften herrscht noch die Rechtsauffassung, wie sie vor Kaiser Karl V. in Europa galt: Alle Untaten werden nur nach der Schadenshöhe bewertet. So ist es durchaus möglich, daß sich ein Mörder mit den Hinterbliebenen über ein Reugeld einigt. Als durchschnittlicher Wert eines Menschenlebens werden 1500 Piaster (200 Mark) angenommen.

Von der Blutrache allein kann man nicht leben.

Albanien hat immer viel Geld gebraucht und genommen, von rechts, von links, von Österreich, von Italien. Nach außen hin schien es so, als herrsche Einmütigkeit über das unwichtige Balkanland. Im Lande selbst sah es anders aus. Von Rom und von Wien kamen die Geldpakete und die Albaner nahmen von beiden Parteien. Die österreichische Politik, die sich durch eine verblüffende Genügsamkeit auszeichnete, verpaßte eine wunderschöne Gelegenheit, Albanien an sich zu bringen, als die Italiener Tripolis schluckten.

Die Weltgeschichte hat ja inzwischen andere Kapitel geschrieben. Dennoch kann man ruhig einmal bei einem „Was wäre, wenn . . .“ verweilen. Es war eine Gelegenheit, da man sich die Serben zu Freunden hätte machen können. Die Gelegenheit wurde verpaßt.

Und die Italiener fühlten sich berechtigt, die Adria „il mare nostro“ zu nennen.

Der bereits zitierte Albanienkenner Gopcevič schrieb kurz vor Ausbruch des Krieges: „Nur ein Tor kann sich mit einem Lande zu belasten wünschen, das die eigenen Staatseinnahmen verschlingt, ohne selbst in einem Jahrhundert etwas einzubringen! Es wäre deshalb besser, wenn man nicht immer wieder die Überlegung anstellt, wie man Albanien an sich bringt, sondern die Erklärung abgibt: „Wir wollen uns nicht in Albanien festsetzen, so wenig wir dulden, daß eine andere Macht sich in die Angelegenheit des Landes mischt!““

Anschließend gibt er praktische Ratschläge zur Lösung der Balkanfrage. Hätte das Geschichtsbild in Europa ein anderes Aussehen bekommen, wenn man folgendermaßen verfahren wäre:

Den Serben Saloniki als natürlichen Hafen zusprechen; das wäre nicht unbillig gewesen, da die Linie Usküb (Skolpje)—Saloniki sprachlich und ethnographisch in ihrer Mehrheit serbisch war. Griechenland hätte für die Abgabe des Hafens ganz Albanien zur Verwaltung erhalten, ein Vorgehen, dem sich die Unteralbanier mit Vergnügen, die Oberalbanier zwangsläufig gefügt hätten. Handels- und Freundschaftsverträge zwischen Serbien und Österreich wären die Folgen gewesen.

Das sind so politische Spekulationen.

Kluge Gedanken allein tun es nicht; man muß sie auch in die Tat umsetzen können.

Der Prinz von Wied glaubte einmal, ein Mann solcher Tat zu sein. Freilich, als der Mächteareopag sein Ja-Wort gegeben hatte, stand der Prinz doch mit ziemlich gemischten Gefühlen vor Kaiser Wilhelm, als er Abschied nahm. Man warnte vor dem neu erfundenen albanesischen Thron. Aber im Hintergrund stand eine ehrgeizige Gattin; und Carmen Sylva, die gekrönte Reimschmiedin, veröffentlichte Artikel, die den Titel trugen: „Märchenland will seinen Fürsten haben . . .“

Das Märchenland hustete dem Prinzen eins. Fürst Wilhelm, der Mbret (aus lateinisch: „imperator“ albanesisch neu geschaffen) versagte in allem: er hatte kein Programm, übersah die Arbeit nicht, nahm keine Fühlung mit dem Volke auf, schloß sich in seinen Palast zu Dratsch (Durazzo) ein und verließ sich auf Essad Pascha, den Kaiser Wilhelm einen „intriganten Landsknecht“ nannte. Es dauerte nicht lange, dann war aus dem stolzen Landesvater ein pensionierter Staatsbeamter geworden.

Und heute?

Italien arbeitet mit Ruhe und Geschicklichkeit. Es hat zunächst einmal gewartet, bis die Zivilisation die größten Unebenheiten ausgeglichen hat. Achmed Zoghbu, der sich die Krone Skanderbegs aufs Haupt drücken wollte, mußte sich ohne diesen Zierat des skipetarischen Alexanders behelfen, da er im Besitz der Türken war und nicht ausgefolgt wurde. Zoghbu hatte ebensoviel Gegner wie Freunde. In Durazzo ließ er einen breiten Boulevard anlegen; das geschah, indem die Straßenbreite festgelegt und alles an Häusern forttrasiert wurde, was störend im Wege stand. So hielt die Zivilisation ihren Einzug in das Felsland.

Allmählich beginnt Albanien interessant zu werden, sagten sich die Italiener, bevor sie am 19. März dieses Jahres in Tirana, der albanischen Hauptstadt, jenen Vertrag unterzeichneten, der den übrigen Balkanstaaten so wenig sympathisch ist.

Es heißt, daß italienische Instruktoren in alle Zweige der Staatsverwaltung berufen werden.

Das Heer, so lassen sich die „Times“ berichten, sei auf zehntausend Mann erhöht worden, und italienische Offiziere sollen für die Ausbildung Sorge tragen. Der italienische General, der an der Spitze des Lehrkorps stehe, sei in Wirklichkeit der Chef des albanischen Generalstabs.

Die jugoslawische Zeitung „Politika“ vertritt den Standpunkt, daß die Bergbefestigungen beim Hafen von Uolona (Valona) der gegenüberliegenden italienischen Insel Saseno im Ernstfall einen Schutz gegen jeden Angriff einer feindlichen Seemacht bieten werden.

Die Hafenanlagen von Dratsch sollen unter italienischer Kontrolle stehen; dafür seien die Italiener auch bereit, aus dem Handelshafen einen strategisch wichtigen Punkt zu machen.

Auch in wirtschaftlichen Dingen ist an alles gedacht, was die Vorherrschaft der Italiener besiegelt. Fast möchte man meinen, daß Italien auf friedlichem Wege sich ein wichtiges Mandatgebiet gesichert hat: Das Tabakmonopol und die Ölvorkommen,

die wichtigsten albanischen Handelsgebiete, stehen unter italienischer Leitung, deren Ziel ist, für Ausbau und Fortentwicklung zu sorgen.

Vargeld fließt ins Land. Eine italienische Landwirtschafts-Bank wird gegründet und eine Millionenanleihe zur Verfügung gestellt.

„Politika“ zieht aus diesen Vorgängen den Schluß, daß Albanien für eine Zusammenarbeit mit den übrigen Balkanländern verloren sei. Italien habe seine Entschlossenheit gezeigt; und das eine sei sicher: Nicht zum zweiten Male werde es sich von dort vertreiben lassen!

So sehen die Dinge heute aus.

Und morgen?

Hermann Lufft: Townsend und Aberhart

Sozialideologische Bewegungen in den Vereinigten Staaten und in Kanada

Townsend ist gegenwärtig eine politische Großmacht in USA., Aberhart in Kanada. Die Wirtschafts- und Sozialideologie, die den Bewegungen, die diese beiden Männer vertreten, zugrunde liegt, sind verwandt, und wesensfremd jedem europäischem Denken.

Während der letzten Monate rechnete man in USA. mit der Möglichkeit, daß der „Townsendismus“ zur Bildung einer dritten Partei Anlaß geben könnte, was von den beiden traditionellen Parteien, den Demokraten und den Republikanern, sehr gefürchtet wird, nicht deshalb, weil ein Sieg dieser dritten Partei ernstlich in Frage käme, sondern weil das Wahlergebnis sich dadurch unsicher gestalten und das bestehende politische System dadurch erschüttert würde. Die Zahl der unbedingten Townsendanhänger, auf deren Stimmen die Townsendpartei zählen könnte, wird auf mindestens zwei Millionen geschätzt, meist aber beträchtlich höher auf sechs oder acht Millionen. Auch heute noch, nachdem die Dritte-Partei-Gefahr überwunden scheint, macht das Townsendtum den beiden politischen Parteien sehr ernste Sorge.

Aberharts „Social Credit“ Programm hat in Kanada bereits einen großen politischen Sieg errungen. Es hat Parlament und Regierung der Provinz Alberta erobert. 56 von 63 Abgeordneten des Provinzlandtages sind Social-Credit-Leute; 160 000 von 300 000 Stimmen haben Social Credit gewählt; Aberhart ist Ersterminister der Provinz Alberta und die 17 Abgeordneten der Provinz Alberta im Kanadischen Unterhaus gehören seiner Partei an. In beispiellosem Siegeslauf hat diese Bewegung in Alberta sowohl die Cooperative Commonwealth Federation Partei als auch die Arbeiterpartei aus dem Feld geschlagen.

Townsend in den USA. fordert: jeder nicht schwer vorbestrafte USA.-Bürger, Mann oder Frau, erhält vom 60. Lebensjahr an eine Pension von nicht über zweihundert Dollar im Monat. An diese Pension ist nur die Bedingung geknüpft, daß das ganze Geld restlos in den der Auszahlung folgenden 30 Tagen ausgegeben werden muß. Die Mittel sollen beschafft werden durch eine zweiprozentige Steuer auf alle Umsätze.

Der Aberhart-Plan fordert: jeder erwachsene Bürger der Provinz Alberta erhält vom Staat monatlich eine Rente von 25 Dollar, welche nur den Erhaltungsbedarf, also die Deckung der unmittelbaren und unvermeidlichen Lebenskosten für Ernährung, Kleidung und Wohnung sicherstellen soll. Kinder erhalten entsprechend weniger, Arbeitslose entsprechend mehr.

Was bedeuten diese Forderungen? 1930 war die Zahl der Personen über 60 Jahre in USA. 10,5 Millionen. Sie wird weiterhin stark zunehmen. Die Bevölkerung über 65 Jahre wird nach amtlicher Berechnung auf Grund der heute geltenden Absterbeordnung bei gleichbleibender Geburtenzahl noch um 135 Prozent wachsen, bis ein stationärer Altersaufbau erreicht ist; die Zunahme der Bevölkerung über 60 Jahre wird nicht wesentlich geringer sein. Also bei stationärem Altersaufbau auf Grund der gegenwärtigen Geburtenzahl und Absterbeordnung hat man nicht mit 10,5 Millionen über 60 Jahre zu rechnen, sondern mit fast 25 Millionen, bei einer Bevölkerung von 151 Millionen. Soll nun jede Person über 60 Jahre jährlich 2400 Dollar erhalten, so ergibt dies schon für 1930 eine Gesamtbelastung von 25 Milliarden Dollar; gegenwärtig wäre sie bereits beträchtlich höher, und wenn der Dauerzustand erreicht ist, ergibt sich eine Belastung von 60 Milliarden Dollar. Damit vergleiche man die folgenden Zahlen: das USA.-Nationaleinkommen für 1935, das an physische Personen ausgezahlt wurde, wird auf etwas unter 49 Milliarden Dollar angegeben; das gesamte ordentliche Einkommen der Bundesverwaltung soll im Haushaltsjahr 1936-37 6050 Millionen Dollar betragen, wogegen die gesamten Ausgaben mit 8223 Millionen Dollar angeätzt sind; die gesamte USA.-Schuldenlast betrug Februar 1936 30,5 Milliarden Dollar. Diese Zahlen zeigen die Phantastik des Townsend-Plans.

Beim Social-Credit-Plan in Kanada sind die Zahlen längst nicht so ungeheuerlich. Für die 150 000 Einwohner der Provinz wären zur Auszahlung der abgestuften Social-Credit-Rente jährlich 15 Millionen Dollar erforderlich, während das reguläre Einkommen der Provinz Alberta 1929 12 Millionen Dollar betragen hat.

Die wirtschaftlichen Ideologien, die hinter den Programmen Townsends und Aberharts stehen, sind verwandt. Beide verwerfen jene wirtschaftlichen Theorien, die von den Schwierigkeiten ausgehen, wirtschaftliche Güter herzustellen: nicht die Güterherstellung macht Schwierigkeiten, sondern die Güterverteilung, der Güterverbrauch, der den überschießenden Reichtum der modernen Gütererzeugung in Amerika aufnähme und zerstört und dadurch den Kreislauf der Wirtschaft gesund erhalte. Soll also der Güterüberschuß sich nicht in den Adern der Wirtschaft stauen, so muß ihm eine angemessene Kaufkraft gegenübergestellt werden. Diese Kaufkraft soll eben bei Townsend durch den Pensionsplan geschaffen werden. — Ähnliches führten im kanadischen Parlament die Social-Credit-Abgeordneten aus. Die nationale Kaufkraft unter den gegenwärtigen Geldsystemen gereicht nicht, um die nationale Produktion abzusetzen. Aber schon bei dieser Grundlage beginnen die Unterschiede. Townsend interessiert die wirtschaftliche Seite nur soweit, daß er sie die notwendigen Mittel liefern muß. Der Schwerpunkt seiner Propaganda liegt auf psychologischem Gebiet: er wendet sich an den Sentimentalismus des Amerikaners, er kennt genau seine Einstellung zum Alter. Es gibt in USA. heute viele Millionen, die durch Ersparnisse für ihr Alter vorgesorgt zu haben glaubten, und die durch die Krise alles

verloren. Sie haben während ihrer vollen Arbeitsfähigkeit gespart und glauben nun ein Anrecht zu haben auf eine angemessene Versorgung im Alter. Ihre Ausgaben werden der Jugend Arbeit geben; die Arbeit wird die „Wildheit“ der modernen Jugend brechen. Es gilt, die alte USA.-Moralität wieder herzustellen, von der gerade jene alten Leute zu träumen lieben. Die Townsendbewegung wird also zunächst getragen von den alten und alternden Leuten in Stadt und Land: kleinen Gewerbetreibenden, kaufmännischen Angestellten, Handwerkern, gehobenen Arbeitern, und zwar besonders von solchen angelsächsischer Abstammung. Sie alle können nicht verstehen, daß das alte solide USA. mit seinem gefestigten großen Reichtum nicht mehr existiert; erst recht verstehen sie nicht, daß sich die Zahl der Leute über 60 Jahre in den letzten zwei Menschenaltern relativ verdoppelt hat und sich in den nächsten zwei Menschenaltern nochmals verdoppeln wird.

Townsend selbst ist ein alter Landarzt, der sich von der Praxis zurückgezogen und in der Krise den größten Teil seines Vermögens verloren hat. Er wird als ein persönlich wohlwollender und freundlicher Mann geschildert, an praktisches Denken und Handeln und an eine gewisse Autorität gewöhnt, aber überragend nur in der einen Beziehung, daß er die Fähigkeit besessen hat, in seinem eigenen Wunsch nach einer angenehmen Lebenshaltung im Alter den Wunsch von Millionen seiner Mitbürger zu entdecken und den Mut zu haben, aus diesem gemeinsamen Egoismus eine große politische Bewegung zu machen.

In Alberta sind die psychologischen Voraussetzungen ganz anderer Art. Alberta ist eine der drei kanadischen Prärieprovinzen. Ihr Haupterzeugnis ist Weizen. Seit dem Kriege hat sie durch den Rückgang des Weizenhandels der Welt und dem damit in Verbindung stehenden Fall der Weizenpreise schweren Schaden gelitten. Dazu kommen alle paar Jahre ernste Schädigungen und Gefährdungen der Ernte durch späte Frühjahr- und frühe Herbstfröste; und dazu kamen dann in den letzten Jahren noch Dürre und die Folgen der großen Weltkrise. Da Alberta keine Industrie besitzt, welche für einen weiteren als den regionalen Markt produziert, außer der Getreidemühlenindustrie, so leidet die städtische gewerbliche Bevölkerung mit der Landwirtschaft. Diese von Jahr zu Jahr wechselnden Einkommensverhältnisse bei sehr beträchtlichem Rückgang des Gesamteinkommens sucht die soziale Rente teils auszugleichen, teils festzulegen. Die Leitmotive sind klar. Aber ebenso ist richtig auch die Kritik des gegenwärtigen kanadischen Finanzministers an diesem Plan: „Ich weiß nicht, was Social Credit ist. Ich bin vielleicht beschränkt, aber einstweilen hat mir das niemand erklären können.“

Die Sozialrente soll nicht an die Stelle des normalen Einkommens aus eigener Betätigung treten, sondern sie soll einen Mindestmaß des Lebensbedarfs sicherstellen. Durch sie soll dann auch der wirtschaftliche Kreislauf zwischen Erzeugung und Verbrauch auch in Notzeiten einigermaßen in Gang gehalten werden. Aberhart war, bevor er sich dieser sozialreformatörischen Tätigkeit zuwandte, begeisterter Anhänger der Prohibition und dann die leitende Persönlichkeit in der Prophetic-Bible-Institute-Bewegung, aber er ist wenigstens frei von puritanischem Moralismus, das die Vertretung der eigenen materiellen Interessen mit dem Mantel der Sorge um das sittliche Wohlergehen der Mitmenschen zu verbinden versteht. Auch ist der Grundgedanke, in

einem Land äußerst wechselnder Ernten und Ernteerlöse durch die Gesamtheit einen gewissen Ausgleich der Einkommen von Jahr zu Jahr herbeizuführen, an sich berechnigt und beachtenswert und weder sozial noch wirtschaftlich ungesund.

Wir haben uns noch kurz mit den politischen Schicksalen der beiden Bewegungen zu beschäftigen, auch wenn diese noch nicht abgeschlossen sind. Dabei handelt es sich hier weniger um das Politische an sich als um die typischen und wesentlichen Triebkräfte, die im politischen Geschehen zutage treten. Dabei ist selbstverständlich zu beachten, daß eine Social-Credit-Regierung heute eine kanadische Provinz verantwortlich leitet, während die Townsenditen durch wirkliche staatliche Verantwortung einstweilen nicht belastet sind. Aberhart hatte schon vor seiner Machtübernahme erklärt, daß er 18 Monate brauche, um sein Social-Credit-System durchzuführen; in den ersten dreiviertel Jahren ist allerdings einstweilen nichts geschehen, obgleich viele seiner Anhänger sehr ungeduldig geworden sind. Die praktischen Schwierigkeiten für Aberhart sind selbstverständlich groß: erstens, woher das Geld nehmen, um die Sozialrente auszuzahlen, zweitens, wie soll die Auseinandersetzung zwischen einem zweifellos revolutionären Staatsplan und den zweifellos revolutionären Mitteln, über die der Staatsplan durchgeführt werden könnte, und dem bestehenden kanadischen Gesamtstaat, der kanadischen Verfassung, im besonderen dem kanadischen Geld- und Kreditwesen, nunmehr zusammengefaßt in der kanadischen Notenbank, vor sich gehen? Wo soll sie beginnen und wo und wie enden? Kann man den offenen Kampf wagen? Oder muß man dankbar sein für irgendwelche Zugeständnisse, die man vielleicht erreichen kann? Die Finanzen Albertas waren schon vor der Machtübernahme durch Aberhart denkbar schlecht als Folge starker Verschuldung aus einer Zeit raschen Aufstiegs, dem dann eine lange Zeit wirtschaftlichen Verfalls folgte. Es war also überhaupt kein Geld vorhanden, dagegen eine erdrückende Schuldenlast. Den Grundgedanken der Social-Credit-Bewegung hätte es zweifellos entsprochen, wenn Alberta die Sozialrente durch Inflation finanziert hätte, nachdem ihm Kreditquellen nicht zur Verfügung standen. Das verlangt auch der radikale Flügel der Bewegung unter Major Douglas. Aber eine solche inflatorische Papiergeldwirtschaft hätte nur dann Zweck gehabt, wenn das übrige Kanada dieses Geld genommen hätte. Davon war und ist aber keine Rede; im Gegenteil, eine solche eigene Papiergeldausgabe hätte einen offenen Bruch der kanadischen Verfassung durch Alberta bedeutet; denn Währung und Kreditwesen sind dem Gesamtstaat überwiesen. Aberhart hat also aus guten Gründen diesen revolutionären Schritt vermieden. Dann aber blieben ihm nur die beiden Möglichkeiten, entweder zu versuchen, von der kanadischen Bundeskasse Geld zu erhalten, oder die nötigen Gelder durch Steuern zu erheben. Anstatt also die große soziale Revolution zu entfesseln, reiste Aberhart nach Ottawa zur Bundesregierung. Dort erhielt er auch einige Millionen, genug um die Staatsmaschine von Alberta einige Monate weiter in Gang zu halten, aber lange nicht genug, um Sozialrenten auszahlen zu können. Belastet mit einem in Ottawa und New York bekannten kanadischen Finanzmann Magor als sachverständigen Berater, der den Revolutionären und Inflationisten mit Recht höchst verdächtig ist, kehrte Aberhart wieder nach Alberta zurück. Also bleibt nur der Weg der Besteuerung. Hier aber wurde Aberhart erstens grundsätzlich eingewendet, daß man eben gerade zusätzlichen Kredit, zu-

sätzliches Geld, also Inflation wolle, daß der eigentliche Sinn der sozialen Rente der über sie ausgelöste inflatorische Prozeß sei; es wurde ihm praktisch angewendet, daß es wenig Zweck habe, die Gelder der Sozialrente mit der einen Hand als Steuer zu nehmen, um sie dann in der Hauptsache an die gleichen Steuerzahler wieder auszugeben; denn in Alberta gibt es weder viele sehr reiche Leute, noch auch ein zahlreiches großstädtisches Proletariat.

Es können aber nicht nur keine neuen Mittel beschafft werden, sondern es gelingt nicht einmal, alte fällige Schulden zu verlängern oder neu zu finanzieren. Eine Anleihe von 32 Millionen Dollar der Provinz Alberta ist fällig; da sie nicht eingelöst werden kann, ist der Staatsbankrott Albertas gegeben. Albertas Regierung hat also offiziell die Schuldentilgung völlig eingestellt, die vorhandene Verschuldung zur Dauerschuld gemacht; die Zinszahlung ist auf zweieinhalb Prozent, also auf weniger als die Hälfte herabgesetzt mit dem Recht der Provinz Alberta, die Verzinsung zu erhöhen, wenn Geld vorhanden ist. Dieser Bankrott war bei der bestehenden Überverschuldung Albertas vielleicht überhaupt nicht zu vermeiden; er hat aber zweifellos das Ansehen Aberharts nicht erhöht und den Vorwurf der Schwäche und der Halbheit verstärkt: die meisten Sprecher und Abgeordneten der Social-Credit-Bewegung sind Mittelschullehrer und Pfarrer, keine Wirtschaftler sondern Ideologen, wenn auch persönlich und geistig gewissenhaft und ohne verzehrenden politischen Ehrgeiz.

Die Probleme, die durch den Altersrentenplan von Townsend und durch den Sozialrentenplan von Aberhart aufgerollt werden, sind wirklich. Phantastisch und uns Europäern fremdartig erscheint nur der Widerhall, den sie bei den amerikanischen Menschen gefunden haben; aber solche Romantik und Phantastik scheint fast notwendig, um den neuen sozialen Gedanken einen hinreichend großen Widerhall zu geben.

Karl Friedrich Langenbach:

Auf den Spuren der ersten deutschen Flotte

Als im Mai 1848 die deutsche Nationalversammlung in der Paulskirche zu Frankfurt am Main unter Glockengeläut und Völkerschüssen feierlich eröffnet wurde, da glaubten viele Deutsche, der Völkerfrühling sei gekommen. Die zahlreichen Knospen aber, die er hervorlockte, welkten schon vor der Entfaltung zur Blüte dahin, und die unbestechliche Weltgeschichte zeigt, daß kein Land unfreier, zerrissener und machtloser war als das damalige Deutschland.

Nach einer Richtung nur wurde die Ohnmacht selbst von den Schwarmgeistern der vierziger Jahre so tief empfunden, daß jene geheimnisvollen Kraftquellen aufsprangen, denen wir die erste deutsche Kriegsflotte verdanken. Zu den von der Nationalversammlung bewilligten Geldern für Marinezwecke gesellte sich die Tatkraft der Hanseaten, die unter dem Blockadedruck durch Dänemark am meisten zu leiden hatten. Ferner spielte die Opferwilligkeit der „kleinen Leute“ eine bemerkenswerte Rolle und die Begeisterung, Catbereitschaft und Fähigkeit einiger Männer von seltenem Format. Zu ihnen gehörten der Bremer Senator und erste deutsche Handelsminister Arnold Duckwitz, der Hamburger Reedereibesitzer Sloman, der Ostpreuße

Wilhelm Jordan, Sänger des Nibelungenliedes und deutscher Marinerat. Alle über-
ragte der „Mann mit dem Ypsilon“, der „Admiral ohne Flotte“, der „Kapitän über-
all und nirgends“ Karl Rudolf Brommy, der aus Sachsen stammte und als Knabe
die Völkerschlacht bei Leipzig gesehen hatte.

Zahlreich sind die Anekdoten und Legenden, die das Leben dieses Mannes um-
ranken, der das „Lieblingskind der deutschen Nation“ zum Sorgenkinde werden sah.
Tatsache ist, daß Brommy fünf Jahre auf amerikanischen Handelsschiffen alle Welt-
meere besuhr, alsdann bei Ausbruch der Befreiungskämpfe Griechenlands in die
griechische Marine eintrat und hier viele Jahre als Fregattenkapitän an hervor-
ragender Stelle gewirkt hat, um Anfang 1849 das Kommando über die werdende
deutsche Kriegsflotte zu übernehmen und als ihr erster militärischer Organisator einen Ruf zu
gewinnen, den alle Widerwärtigkeiten seines arbeitsreichen Lebens nicht schmälern konnten.

Wie lagen denn die Verhältnisse damals? Dänemark erhob mit Waffen-
gewalt Anspruch auf Schleswig-Holstein, die deutschen Küsten an der Nord- und Ost-
see wurden blockiert, der Handel war lahmgelegt. Da ging von Hamburg aus im
Mai 1848 der erste Aufruf zur freiwilligen Spende für die Schaffung einer starken
deutschen Kriegsflotte durch die Lande. Von der Hamburger Großreederei Godeffroy
wurde ein dreimastiges Segelschiff gekauft, das als Fregatte „Deutschland“ den Cha-
rakter eines regelrechten, wenn auch mangelhaften Kriegsschiffes erhielt. Einen
Monat später ließ der Bundestag, ohne Wissen des Marineauschusses, drei Dampf-
schiffe der Hamburg-Huller-Dampfschiffahrtsgesellschaft ankaufen und als Kad-
korvetten „Hamburg“, „Bremen“ und „Lübeck“ ausrüsten. Trotzdem die Bestückung
und vor allem die fachmännische Bemannung große Schwierigkeiten verursacht hatte,
war es ein Anfang, der mit Recht als „Wiege der deutschen Flotte“ bezeichnet worden
ist. Mit leidenschaftlichem Eifer wurde exerziert, gedrillt, besichtigt, und allerlei
kuriose Geschichten über „24 Mann und sechs Gewehre“, über „32 Kanonen mit einem
Kanonier“, über den „Fokuspokus“ amerikanischer und belgischer Ausbildungs-offi-
ziere machten die Runde. Der Waffenstillstand mit Dänemark vom 26. August 1848
bis zum 1. April 1849 wurde zwar redlich ausgenutzt, aber die „Sache der deutschen
Flotte“ machte nur spärliche Fortschritte. Die Hauptursache lag in den Hemmungen,
die durch den „inneren“ Streit der einzelnen deutschen Staaten, 38 an der Zahl, ver-
ursacht wurden. Zwei Beispiele nur: Die preußische Regierung weigerte sich, den
Anträgen der Zentralgewalt Folge zu leisten und erklärte kurz und bündig, daß die
ihr zugehörigen Kriegsfahrzeuge nicht die Schwarzrotgoldene, sondern die preußische
Flagge zu führen hätten. Und was tat Österreich? Es verweigerte jegliche Zahlung
zum Aufbau der Flotte, nachdem schon einige Kleinstaaten bedenklich im Rückstand waren.

Schließlich mußte das erste Flottenschiff, die „Deutschland“, wegen Anzuläng-
lichkeit aus dem aktiven Dienst genommen werden, um lediglich als „Schulschiff“ für
die Kadetten oder Seejunker, wie die Offiziersanwärter in der deutschen Marine da-
mals hießen, Verwendung zu finden. Zu diesen Mißhelligkeiten gesellte sich noch eine
lange Reihe Widerwärtigkeiten, die aber samt und sonders nicht imstande waren, den
Glauben und die Tatkraft eines Brommy zu zerbrechen. Unbeirrt ging er ans Werk,
und als das Seezeugmeisteramt für die Nordsee geschaffen war, sah man den „Admi-
ral“ — denn so nannten ihn alle — rastlos zwischen Vegesack, Bremerhaven und

Brake hin- und herflitzen, um zu planen und zu prüfen, zu ermuntern und zu mahnen: Geld, Geld, Geld zum Aufbau der Flotte! Er war kein Freund der „Fедerfuchser“, sondern ein Mann der schnellen Entschlüsse, und seine Matrosen hatten ihn gern.

Den Engländern machte er Vorwürfe wegen der verzögerten Anlieferung der gekauften Radfregatten „Britannia“ und „Acadia“, die im März 1849 auf der Weser ankamen und von Brommy „Barbarossa“ und „Erzherzog Johann“ getauft wurden. Mit Amerika verhandelte er über den Ankauf eines der größten Ozean-schiffe jener Zeit, und trotzdem die Vereinigten Staaten der einzige Seestaat waren, der die deutsche Zentralgewalt anerkannt hatte, erwachsen störende Schwierigkeiten bei Lieferung des großen Schiffes „United States“, das als „Hansa“ der ersten deutschen Kriegsflotte eingereiht wurde. In Vegesack lag eine stattliche Reihe von Kanonenbooten auf Helgen, in England befanden sich drei weitere Korvetten in Bau, im deutschen Ausrüstungshafen Brake ragte ein mächtiges Dock empor. Brommy sah voller Hoffnung den kommenden Dingen entgegen.

Als Ende Mai drei Korvetten gefechtsklar auf der Weser lagen und Brommy mit ihnen am 5. Juni 1849 einen ersten Vorstoß gegen die feindliche Blockade unternahm, um vor Helgoland einige Schiffe mit dänischen Kriegsschiffen zu wechseln, da jubelte man in Deutschland einer ersten seemännischen Tat zu und sprach vom „Wetterleuchten einer neuen Zeit“.

Das Schicksal wollte es anders. Mit dem Rücktritt des Ministeriums Gagern Mitte Mai 1849 hatte auch Duckwitz, der tatkräftige Förderer der jungen Marine, seinen Posten verlassen. Die stürmische Begeisterung ernster Männer zerflatterte an der schwierigen „deutschen Frage“, wer die Führung des Deutschen Reiches übernehmen sollte, Österreich oder Preußen. Die von der Nationalversammlung bewilligten sechs Millionen Taler waren nur zu einem Drittel eingezahlt worden, und zwar lediglich von einigen norddeutschen Staaten, darunter Preußen.

Am 11. November 1849 wurde Commodore Brommy vom Reichsverweser, Erzherzog Johann, zum Konteradmiral ernannt. Diese Rangerhöhung war der Lohn für das große Wollen und Wirken des tapferen, unermüdeten Schöpfers der ersten deutschen Kriegsflotte. Als dann sämtliche Schiffe zwangsläufig unter den Hammer kamen, empfing Brommy die schwersten Schläge seines Lebens. In St. Magnus bei Vegesack vertrauerte er seine letzten Tage. An einem stillen kalten Wintermorgen des Jahres 1860 gaben ihm Freunde das letzte Geleit nach dem oldenburgischen Städtchen Hammelwarden, wo dem toten Admiral im September 1897 auf dem Grabhügel ein schlichtes Denkmal gesetzt wurde, das die Inschrift trägt: „Karl Rudolf Brommy ruht in diesem Grabe, der ersten deutschen Flotte Admiral. Gedenkt des Wackren und gedenkt der Tage, an schöner Hoffnung reich und bitterer Täuschung. Und — welche Wendung dann durch Gottes Fügung.“

Preußen hatte aus der „Konkursmasse“ drei Schiffe erworben, die den Grundstock der preußischen Marine bildeten, aus der im Reiche Bismarcks das stolze Werk des Großadmirals von Tirpitz emporwuchs, dem wir den Ruhmestag vom Skagerrak verdanken, vor 20 Jahren.

Dann kam, im Juni 1919, Skapa Flow, das Ehrenggrab der unbefiegten deutschen Flotte des Weltkrieges. An deutschen Heldengräbern fern und nah aber ist ein neuer Lebenswille aufgewacht, den die Kraft des Führers Adolf Hitler in eine Bahn gelenkt, auf der uns auch die Augen des ersten deutschen Admiral Karl Rudolf Brommy entgegenstrahlen.

Querschnitte

Der „Berg der drei Deutschen“ in Südamerika. In der Bergwelt Patagoniens, im südlichsten Teile Ibero-Amerikas, gibt es einen Berg, der den Namen „Los tres alemanes“ (Die drei Deutschen) trägt. Diesen Namen erhielt der Berg durch den deutsch-chilenischen Forschungsreisenden Junge. Seit 1927 hat die chilenische Regierung die Erforschung des bis dahin noch wenig bekannten Patagonien in Angriff genommen. In ihrem Auftrag unternahm Junge mehrere Forschungsreisen, die sich ungemein schwierig gestalteten. So brauchte er bei einer Expedition für eine Strecke von 47 Kilometern 5 Monate. Auf einer anderen Expedition traf Junge drei Deutsche, die weit entfernt von menschlichen Niederlassungen gesiedelt hatten. Unter ihrer Führung durchstreifte er das Gebiet ihrer neuen Heimat. Dabei stießen sie auf einen bis dahin noch unbekanntem Berg, den Junge zum Andenken an seine drei Begleiter „Los tres alemanes“ nannte. Unter dieser Bezeichnung ist der Gipfel in die Landkarte Chiles eingetragen worden.

Forschungen in Alaska. Die dänischen Ethnologen haben sich die Aufgabe gestellt, nicht nur die eigentlichen dänischen Besitzungen zu erforschen, sondern auch die Eskimos im übrigen Norden eingehend zu studieren. Eine recht interessante Gegend ist hierfür Alaska, jene äußerste Nordwestecke des großen amerikanischen Kontinentes, wo sich Asien und Amerika, nur durch die Beringstraße getrennt, wie die Schenkel eines Winkels spreizend voneinander entfernen und die Inselkette der Aleuten durch den Pazifik eine deutlich sichtbare Linie nach der ostasiatischen Inselwelt zieht. Alaska ist seit 1867 Teil der Vereinigten Staaten, die es für rund 30 Millionen Mark von Rußland kauften, an das heute noch mancher Name oder eine orthodoxe Kapelle erinnert. Aber so wie Rußland 1821 auf den amerikanischen Kontinent hinübergrieff, so mögen in vorgegeschichtlichen Zeiten Völkerstämme des weiten Asiens an jener Stelle nach Amerika hinübergezogen sein, wodurch sich die mancherlei rassistischen Ähnlichkeiten zu beiden Seiten des Stillen Ozeans erklären würden; denn manche Indianerstämme weisen Gesichtszüge unzweifelhaft mongolischen Gepräges auf. Während das Innere Alaskas ebenso wie die südlich anschließenden Gebiete und die Gegend östlich der Rocky Mountains von indianischen Stämmen (Athabascen, Thlinkiten) besiedelt ist, legt sich eine Eskimobevölkerung von der nordamerikanischen Eismeerküste um die Alaska-Halbinsel herum und reicht bis Prince-William-Sund an der Südküste von Alaska. Dort ist die Grenze zwischen Eskimos und Indianern.

In der Berliner Anthropologischen Gesellschaft sprach ein jüngerer dänischer Gelehrter, Prof. Birket-Smith (Kopenhagen) über die Ergebnisse einer dänisch-amerikanischen Alaska-Expedition, die im Jahre 1933 in dieser Gegend arbeitete, und erläuterte seine Ausführungen durch eine Anzahl aufschlußreicher Lichtbilder. „Eskimo und Eyak“ war der Vortrag betitelt! Die Eyak sind ein nur noch aus wenigen Dutzend Menschen bestehender (indianischer?) Stamm, dessen Zugehörigkeit schwer zu bestimmen ist. Gerade hier mußten die Forschungsergebnisse wegen der Kleinheit des Stammes besonders mangelhaft sein. Im Gegensatz zu den benachbarten Tschugatschen-Eskimos weist er eine mütterrechtliche Gesellschaftsordnung und Gliederung in totemistische Clans auf. Seine Sprache scheint isoliert dazustehen. Die Einwanderung kann auch von Norden und Osten (indianisch), am leichtesten aber von Westen her aus dem großen zusammenhängenden Eskimogebiet erfolgt sein.

Deutsche Schulen in Südwest. Nach einer von der deutschen Oberrealschule in Windhuk aufgestellten Übersicht waren Ende 1934 in Südwestafrika insgesamt fünf deutsche Privatschulen (von ihnen ist die größte die deutsche Oberrealschule in Windhuk mit 264 Schülern) und elf deutsche Regierungsschulen (an ihrer Spitze die höhere deutsche Schule in Swakopmund mit 225 Schülern) vorhanden. Die Gesamtzahl der deutschen Schüler hat sich seit 1930 ständig durch Abwanderung verringert, nämlich von 1626 auf 1433, davon kamen 883 auf die deutschen Regierungsschulen und 550 auf die deutschen Privatschulen. Infolge der schlechten Wirtschaftslage gab es auf den Farmen in den letzten Jahren viele schulpflichtige Kinder, die keinen oder ungenügenden Unterricht genossen. Im letzten Jahr ist aber von privater Seite viel getan

worden, um diese Kinder einzuschulen, so daß jetzt nur noch ein ganz kleiner Rest uneingeschulter Kinder vorhanden ist.

80 v. H. der Sudetendeutschen unter Ausnahmegesetz

Der Grenzgürtel in der Tschechoslowakei

Durch das neue Staatsverteidigungsgesetz ist ein Grenzgürtel von 25 km Breite unter Sonderbestimmungen gestellt worden, die eine wesentliche Einschränkung der rechtlichen Freiheiten seiner Bewohnerschaft bedeuten. Die neue Grenzzone wurde geschaffen als Verteidigungsgebiet angesichts der angeblich gefährdeten Lage der Tschechoslowakei. 25 km bedeuten bei dem heutigen Stande der Technik militärisch nicht viel. Für die Tschechoslowakei aber hat dieser 25 km breite Streifen in ganz anderer Weise eine große Bedeutung, wie sich aus folgenden knappen Zahlenzusammenstellungen ergibt:

Die lang gestreckte Form des Staates bringt es mit sich, daß dieser Streifen mit 68 500 qkm 49 v. H. der gesamten Bodenfläche umfaßt. Für die einzelnen Länder betrachtet, ergeben sich in Böhmen 40 v. H., in Mähren 35 v. H., in der Slowakei 55 v. H. und in Karpathenrußland gar 87 v. H. der Bodenfläche, die in die Grenzzone fallen. Für die Bevölkerung ergibt sich ein ähnliches Verhältnis: über 6½ Millionen wohnen in dem Grenzgürtel, das sind 44 v. H. der Gesamtbevölkerung. Auf die einzelnen Länder ist die Verteilung ähnlich wie für die Fläche.

Auch der flüchtige Kenner der Bevölkerungsverhältnisse der Tschechoslowakei weiß, daß die nicht tschechisch-slowakischen Volksteile im wesentlichen in den Grenzgebieten wohnen, daß die Grenzen vielfach durch das geschlossene deutsche, magyarische und polnische Sprachgebiet schneiden. So ist es selbstverständlich, daß ein sehr hoher Hundertsatz der „Minderheiten“ des tschechoslowakischen Staates in der Militärzone wohnt.

Von den rund 4,8 Millionen anderssprachigen Staatsbürgern leben über 3,8 Millionen, mithin 80 v. H. unter sondergesetzlichen Bestimmungen, die vielfach die Verpflichtungen aus den Minderheitenschutzverträgen tatsächlich aufheben. Während es sich bei den anderen „Minderheiten“ um verhältnismäßig kleinere Gruppen handelt, ist vor allem das Sudetendeutschtum stark betroffen. 2 590 000 Deutsche, 80 v. H. des Deutschtums des gesamten Staates (in Böhmen sogar 88 v. H.), leben im Ausnahmezustand, unter einem Zwangsrecht, das die Handhabe bieten kann zu einem wahren Vernichtungsfeldzug gegen die deutsche Bevölkerung. Denn der Begriff der „staatlichen Unzuverlässigkeit“, der ohne genaue Erläuterungen in das Gesetz aufgenommen wurde, läßt eine sehr einseitige, willkürliche Auslegung zu.

Es gibt Stimmen, die den Hauptgrund für die Schaffung dieser Grenzzone überhaupt im wesentlichen in der Absicht sehen wollen, die Minderheitenschutzbestimmungen auf kaltem Wege zu beseitigen und die Vernichtung der anderssprachigen Volksgruppen auf eine „gesetzliche“ Grundlage zu stellen. Wenn auch dieser Gedanke unberechtigt sein mag, so gibt doch die Schaffung dieser Zone des Sonderrechtes zu ernster Besorgnis Anlaß, solange nicht in anderer Weise das Lebensrecht der Volksgruppen im tschechoslowakischen Staat gesichert erscheint und auch von tschechischer Seite eine aufrichtige Versöhnung der Gegensätze angestrebt wird. Die Aufnahme, die die kürzlich von Außenminister Dr. Kofka gesprochenen Worte der Verständigung in der tschechischen Presse gefunden haben, läßt freilich diese Hoffnung recht gering erscheinen.

Kindernot im Sudetenland. Die Deutsche Landeskommission für Kinderschutz und Jugendfürsorge mußte sich an die gesamte sudetendeutsche Öffentlichkeit mit der Bitte wenden, der Not des deutschen Kindes erhöhte Aufmerksamkeit zu widmen. Erschütternde Fälle von Elend und Not weiß man zu berichten: Eine Familie zählt sieben Kinder. Der Vater ist seit fünf Jahren, die Mutter seit vier Jahren arbeitslos. Die Familie erhielt zuerst acht, dann sechs und schließlich nur vier Lebensmittelskarten zu zehn Kronen wöchentlich, so daß sich eine neunköpfige Familie von 160 Kronen (das sind etwa 17 Reichsmark) monatlich hätte ernähren

müssen. Die Tätigkeit der Landeskommission erstreckt sich auf Gesundheitsfürsorge (Mütterberatung, Ernährung, Bekleidung, Erholung), Erziehungsfürsorge (Unterbringung in Heimen, Pflege usw.), Rechtsfürsorge (Berufsvormundschaft, Pflegekinder-Aufsicht) und Berufsfürsorge. Die Kommission hat jährlich etwa 30000 Kinder mit Kleidungsstücken ausgestattet und rund 100000 Kinder in eigenen Küchen verpflegt. Sie besitzt acht Fürsorgeheime, von denen allerdings nur sieben in Betrieb sein können, weil das Erziehungsheim in Prachatitz vom Staate beschlagnahmt wurde, um dort eine landwirtschaftliche Schule — für sieben Schüler unterzubringen.

Deutschlands Beziehungen zum Fernen Osten

China:

Der „**Deutsch-Chinesische Akademiker-Kreis**“ veranstaltete kürzlich einen Begrüßungsabend für den neuen chinesischen Botschafter, Exzellenz Dr. Cheng Cienfong, der sich lebenswürdigere Weise bereit erklärt hatte, einen längeren Vortrag über die Aufbaubestrebungen der chinesischen Zentralregierung auf kulturellem, sozialem und wirtschaftlichem Gebiete zu halten. Diesen Semestereröffnungsabend leitete zunächst Herr Vizepräsident Dr. Linde im Namen des „Fernostverbandes“ mit einer kurzen Begrüßungsansprache auf den chinesischen Botschafter ein, den er um das gleiche warmherzige Interesse für die Freundschaftsarbeit der deutschen und chinesischen Jugend in Berlin bat, wie es sein Vorgänger bewiesen habe. Danach nahm Herr Dr. Cheng das Wort zu seinem in chinesischer Sprache gehaltenen Vortrage. An dem Begrüßungsabend nahm außer den Mitgliedern des „Deutsch-Chinesischen Akademiker-Kreises“ eine Anzahl von Vertretern des Auswärtigen Amtes und der Auslands-Organisation der NSDAP. teil, sowie nahezu vollständig der Stab der chinesischen Botschaft.

Chinas Vertreter auf den Olympischen Spielen. China wird zu den XI Olympischen Spielen in Berlin die größte sportliche Delegation absenden, die es je ins Ausland geschickt hat. Zwar liegt die amtliche Liste noch nicht vor, doch werden es gegen 100 Wettbewerber der verschiedensten Sportarten sein, die in Berlin antreten. Darunter sind allein 22 Fußballspieler, 14 Basketballspieler, 4 Gewichtsheber und 4 Boxer. Ob eine Gruppe von Darstellern chinesisch-nationaler Volkskünste (Schwerttänzer, Bogenschiefer usw.) abgesandt werden wird, wie ursprünglich geplant war, ist nach den letzten Meldungen wieder zweifelhaft geworden. Von ganz besonderer Bedeutung ist es jedoch, daß die chinesische Regierung den Präsidenten des Reichs-Prüfungshofes, Herrn Tai Chi-tao, zum hauptdelegierten, offiziellen Vertreter Chinas auf den XI. Olympischen Spielen in Berlin ernannt hat, und den Vorsitzenden des Chinesischen Nationalen Leichtathletikverbandes, Dr. C. C. Wang, zum Führer der chinesischen Olympiamannschaft bestimmt hat. Präsident Tai Chi-tao hat Nanking bereits am 10. Mai verlassen und wird sich anlässlich seines Besuches der Olympischen Spiele mehrere Monate in Europa aufhalten, um verschiedene kulturelle Einrichtungen zu studieren.

Japan:

Japan ehrt Admiral Behncke. Der Kaiser von Japan hat dem Admiral a. D. Paul Behncke in Berlin-Wannsee, dem Präsidenten der Deutsch-Japanischen Gesellschaft, den Orden der Aufgehenden Sonne Erster Klasse verliehen.

Die Ordensverleihung bedeutet eine außerordentliche Ehrung und Auszeichnung, schon deshalb, weil der hohe Orden nur ganz selten an Nicht-Japaner verliehen wird. Es sollten damit die großen Verdienste anerkannt werden, die sich Exzellenz Behncke durch die Neuorganisation und die Führung der Deutsch-Japanischen Gesellschaft und damit um die Vertiefung der deutsch-japanischen Beziehungen erworben hat. Das besondere Verständnis für japanische Dinge und die rastlose Arbeit, in der er dieses Verstehen in die Tat umsetzt, hat oft dazu bei-

getragen, Mißverständnisse zu zerstreuen und Deutsche und Japaner immer wieder zu einträchtigem, gemeinsamem Streben freundschaftlich zusammenzuführen.

In der Mitgliederversammlung des Japaninstituts wurde an Stelle des verstorbenen Bot-schafters a. D. Dr. Solf der Präsident der Deutsch-Japanischen Gesellschaft, Admiral a. D. Behncke, zum Vorsitzenden des Kuratoriums und damit zum Präsidenten des Instituts gewählt. Zu stellvertretenden Vorsitzenden wurden Gesandter Dr. Stieve vom Auswärtigen Amt und Ministerialdirektor Prof. Dr. Wahlen vom Reichserziehungsministerium gewählt. Die Leitung des Instituts liegt wie bisher in den Händen des japanischen Arbeitsrechtlers Prof. Dr. Sonda und des deutschen Professors Dr. Kamming.

Ein deutsches Operngastspiel in Japan. In letzter Zeit sind Verhandlungen mit Unterstützung der Deutsch-Japanischen Gesellschaft in Berlin geführt worden, um ein Gastspiel einer deutschen Oper in Japan zu ermöglichen. Zwei oder drei Monate lang soll eine deutsche Spieloper in Japan gastieren. In Aussicht genommen ist dafür das Ensemble der Oper in Frankfurt a. M., das demnächst infolge umfangreicher baulicher Umgestaltungen am Frankfurter Opernhaus frei sein wird. Allerdings stehen diese Verhandlungen noch in den ersten Anfängen.

Ein „Tag der Dichtkunst“ in Japan. Eine Massenversammlung japanischer Schriftsteller, die in Tokio vom Verband japanischer Dichter veranstaltet wurde, hat die Einführung eines „Tages der Dichtkunst“ beschlossen, an welchem die Dichter in Tokio bei verschiedenen festlichen Veranstaltungen ihre Kunst volkstümlich machen wollen. Sie beabsichtigen auch, eine Auswahl moderner japanischer Gedichte in Japan selbst wie auch im Auslande herauszugeben.

Ausstellungen im Wettbewerb der Völker. Wenn gegenwärtig die Planungen für künftige Ausstellungen großen Maßstabes sich häufen, so ist das ein Zeichen dafür, daß die Ausstellungspolitik als Mittel im internationalen Wettbewerb, nicht zuletzt auch als Mittel zur Arbeitsbeschaffung, gerade von aufstrebenden Völkern mehr als je grundsätzlich anerkannt wird.

Von den großen internationalen Ausstellungen, die geplant sind, würde neben der Pariser Ausstellung 1937 „Kunst und Technik im modernen Leben“ zunächst der Versuch der Kleinen Entente zu erwähnen, 1938 eine Weltausstellung in Prag zustande zu bringen, ein Plan, der wohl allerdings aus dem Versuch noch nicht herausgekommen ist.

Daneben hält New York für 1939 an dem Gedanken einer Weltausstellung fest. Ebenfalls für 1939 hat Amsterdam eine Ausstellung aus Anlaß der Hundertjahrfeier der holländischen Eisenbahn, Sao Paulo eine gemeinsame Musterchau aller südamerikanischen Staaten und die Schweiz eine Landesausstellung in Zürich angekündigt. Für die Züricher Ausstellung soll noch eine leitende Idee gefunden werden; sie kann bei der inneren Zusammensetzung der Schweiz aus drei europäischen Volksstämmen und bei der starken Versplochtenheit des Landes in den internationalen Waren- und Handelsverkehr kaum weniger als europäischen Charakter haben.

Ganz besondere Aufmerksamkeit verdient jedoch die Rührigkeit Japans. Für 1937 sind zwei Veranstaltungen angekündigt: Die erste in der japanischen Stadt Nagoya soll als „Pan-Pazifische Friedensausstellung“ die Förderung des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens der Völker um den Stillen Ozean zum Ziel haben. Die andere ist nach dem asiatischen Festland gerichtet: der junge Staat Manchukuo will seine Hauptstadt Hsingking durch eine internationale Ausstellung zu einem Mittelpunkt Ostasiens machen. Nach dieser Vorbereitung erfolgt der Vorstoß in breiter Front in der Weltausstellung Tokio 1940. Schon jetzt bereisen japanische Missionen hierfür die Länder am Stillen Ozean und in Vorderasien.

Deutsche Ausgrabungen in Uruk-Warka. Die deutschen Ausgrabungen in Mesopotamien zeitigten das erstaunliche Ergebnis, daß die dortigen Bewohner um die Wende des 4. zum 3. Jahrtausend v. Chr. imstande waren, ohne ein härteres Metall zu kennen als das Kupfer, aus Basalt und Obsidian plastische Kunstwerke zu arbeiten.

Eine neue Zwergrasse. In einer schwer zugänglichen Gegend im Hinterland von Annam, so wird gemeldet, habe der französische Asienforscher Pregout eine neue Rasse von Zwergmenschen entdeckt. Ihre Größe beträgt nach den Angaben des Forschers kaum einen Meter.

Deutsche Buchkunstausstellung in Holland. Im eindrucksvollen Rahmen des neuen Gemeindemuseums im Haag ist zu Ende des Vormonats eine 30tägige Ausstellung deutscher Buchkunst abgelaufen, deren Zustandekommen einer Zusammenarbeit der Niederländisch-Deutschen Vereinigung, der Museumsleitung und der Vereinigung Deutscher Buchhändler zu danken war.

Die Ausstellung wurde bei ihrer Eröffnung durch einen Vortrag von Prof. Dr. Walter Tiemann, dem Leiter der Staatlichen Akademie für graphische Künste in Leipzig, eingeleitet. Unter den 86 Einfindern, die sich so ziemlich auf alle Buchkunstzentren Deutschlands verteilen, befanden sich auch die Meistererschule in München, die Kunstgewerbeschule in Offenbach und die staatliche Akademie für graphische Künste in Leipzig. Es war so Vielfältiges und qualitativ so Hochstehendes zu sehen, daß es nicht angängig ist, einzelne Aussteller namentlich herauszuheben. Wichtiger ist die Feststellung, daß die Durchschnittsleistung auf besonderer Stufe stand und daß die Ausstellung sowohl in Fachkreisen Hollands als auch bei den privaten Liebhabern des kunstvoll ausgeführten Buches ausgesprochen starke Anerkennung fand.

Professor Pedro Jatoba, der Direktor der Normal de musica in Bahia (Brasilien), veranstaltete Feiern und Konzerte zu Ehren Johann Sebastian Bachs, die eine Woche lang die Musikliebhaber Bahias in Atem hielten. Des öfteren schon hatte Professor Jatoba klassische deutsche Komponisten seinen Landsleuten mit großem Verständnis in deutschen Konzerten nahegebracht, daher benutzte der deutsche Konsul Walter Mulert den Geburtstag des Professors, um ihm im Auftrage der deutschen Regierung und in Anerkennung seiner Verdienste für deutsche klassische Musik einen künstlerischen Taktstock zu überreichen. Auf die Ansprache des deutschen Konsuls dankte der Professor in deutscher Sprache für die Ehrung.

Das ungarländische Deutschtum verfügt zur Zeit über zwei periodische Druckschriften, beide von dem Professor an der Universität Debreczin Dr. Richard Huf herausgegeben: die „Neuen Heimatblätter“, Vierteljahresschrift zur Erforschung des Deutschtums in Ungarn, die die Fortsetzung der „Deutsch-Ungarischen Heimatblätter“ darstellen. Fünfwöchig erscheint für das frühere Mleyersche „Sonntagsblatt“ seit November 1935 „Der deutsche Volksbote“.

Preisgekrönte Siebenbürger-Dichter. Die Berliner Zeitschrift „die neue linie“ hat auch in diesem Jahr wieder einen großen Erzählerwettbewerb ausgeschrieben, dessen ersten Preis der Siebenbürger Dichter Erwin Wittstock für seine Novelle „Herz an der Grenze“ davontrug. Der erste Preis der Zeitschrift fiel auch schon in den Jahren 1933 und 1935 an einen Siebenbürger Sachsen, an Heinrich Zillich. Die dreimalige Krönung der Dichter aus Siebenbürgen bezeugt den hohen Wert ihrer Schrifttumsarbeit, aus der befruchtende Ströme dem gesamtdeutschen Dichtungsbestand zufließen.

Für deutsch-serbische Zusammenarbeit. Bei einer Wählerversammlung des Abgeordneten Stephan Kraft in Neu-Verbas, bei der es auch zu einer Aussprache der Wähler kam, führte der Großkaufmann Alexander Tuslić aus, die serbische Bevölkerung sei von der Überzeugung durchdrungen, daß nur ein guter Deutscher, der an seiner Sprache, an seiner Kultur und an seiner Religion festhalte, gleichzeitig auch ein guter jugoslawischer Staatsbürger sein könne. Die serbische Bevölkerung wünsche und hoffe, daß die verantwortlichen Stellen im Staat den berechtigten Wünschen und Forderungen der loyalen deutschen Volksgruppe in tunlichst weitgehendem Maße entgegenkommen. Insbesondere der serbische Bauer habe ein gereiftes Verständnis dafür, daß durch die Befriedigung der besonderen Belange des deutschen Volksteiles das wirtschaftliche, politische, kulturelle und allgemeine staatsbürgerliche Zusammenarbeiten aller Bewohner des jugoslawischen Vaterlandes am besten gefördert werden könne.

Er schloß seine Rede mit dem Wunsche, die deutsch-serbische Einigkeit möge weiter entwickelt und ausgebaut werden zu Nutz und Frommen von Staat und Volk.

Ein sudetendeutscher Herderpreis. Der Schutzverband deutscher Schriftsteller in der Tschechoslowakei beschloß auf seiner soeben in Prag abgehaltenen Jahrestagung die Stiftung eines sudetendeutschen Literaturpreises. Der Preis, der den Namen Johann Gottfried Herders tragen soll, ist als eine Auszeichnung kulturell hochwertiger Werke gedacht.

Zehn Jahre Heimatbund Eupen-Malmedy. Unter großer Anteilnahme der Bevölkerung konnte vor kurzem der Gau Malmedy des Heimatbundes Eupen-Malmedy-St. Vith sein zehnjähriges Bestehen feiern. Der Verlauf des Festes zeigte, in welchem starkem Maße der Heimatgedanke in den abgetrennten Gebieten Eupen-Malmedy gewachsen ist. Zu gleicher Zeit veranstaltete der Gau Eupen seinen diesjährigen Heimat-Abend. Auch hier war die Beteiligung der Bevölkerung so groß, daß Hunderte in den überfüllten Räumen des Kurhauses Bredohl in Eupen keinen Platz mehr fanden. Im Mittelpunkt des Abends stand ein Vortrag des Gewerkschaftssekretärs Neul: „Was ist uns die Heimat, und was sind wir ihr“. Die Ausführungen des Redners, die die enge kulturelle Verbundenheit mit dem Heimatland hervorhoben, wurden oft von stürmischen Beifallskundgebungen unterbrochen. Die belgischen Behörden hatten diesmal anscheinend von der sonst üblichen Überwachung der Veranstaltungen des Heimatbundes abgesehen.

Die deutsche Kolonie in Helsingfors besitzt seit kurzem ein eigenes Nachrichtenblatt, die „Deutsche Warte“.

In Schweden erscheinen die Monatschrift „Der Deutsche in Schweden“ und (in Göttenburg) die „Deutsche Nachrichten“.

Lesepatenschaften. Die Sammlung von Anschriften der in Übersee als Kaufleute, Handwerker, Siedler, Angestellte und Arbeiter aller Art lebenden niedersächsischen Volksgenossen schreitet, dank der Unterstützung durch weite Kreise, gut voran, wie der Volksbund für das Deutschtum im Ausland mitteilt. Ungezählte sind aus dem Gebiet der unteren Weser, Ems und Elbe hinausgegangen, ein Bruchteil von ihnen, etwa viertausend, ist bisher durch die Forschungsstelle „Niedersachsen im Ausland“ erfaßt. In dem Aufruf zur Übernahme von Lesepatenschaften wird darauf hingewiesen, daß die Sammlung von Auslandsanschriften nicht in der Anlegung einer toten Kartei ihren Sinn haben soll, sondern in der Schaffung einer lebendigen Brücke von der engeren Heimat zu den Volksgenossen draußen. Besonders zu den Brüdern in der Ferne, die vielfach zerstreut und oft vereinsamt, inmitten einer fremden Umgebung leben und schwer ringen, persönliche Bindung mit Deutschland verloren haben, häufig gegen Entstellung und Verleumdung ihres Vaterlandes kämpfen müssen. Deswegen wird in dem Aufruf die Bitte an die Heimat gerichtet, Lesepatenschaften zu übernehmen. „Erklärt euch bereit“, so heißt es, „von Zeit zu Zeit bebilderte Heimatzeitschriften und anderen Lesestoff an einen Niedersachsen im Ausland hinauszuschicken. Aber tut mehr: Schreibt einen Brief dazu, wodurch ihr erfreut und zugleich kulturelle und völkische Aufklärungsarbeit treiben könnt! Das ist gerade eine schöne Aufgabe für die Frau. Es knüpfen sich Fäden herzlicher Verbundenheit, wo der Zusammenhang mit der alten Heimat oft fast ganz verloren war. Dem Lesepaten in Deutschland aber erschließt sich eine neue Welt, indem er von der Lage, den Familienverhältnissen oder Nöten eines niedersächsischen Volksgenossen drüben hört“.

Die ständige Rubrik „Die Brücke zum Ausland“ erscheint infolge des sonstigen großen Materialandranges erst im nächsten Heft (Juli) wieder.

Jahrestagung des Deutschen Ausland-Instituts Stuttgart

Die Jahrestagung des Deutschen Ausland-Instituts findet vom 24. bis 27. August d. Js. statt, ist zeitlich zwischen den Schluß der Olympischen Spiele in Berlin und den Beginn des Reichsparteitages in Nürnberg gelegt, so daß vor allem auch die auslanddeutschen Gäste, die diese beiden Veranstaltungen miterleben wollen, in der Zwischenzeit Gelegenheit finden können, Stuttgart und das Deutsche Ausland-Institut zu besuchen.

Hauptgegenstand der diesjährigen Tagung wird die sippenkundliche Erfassung des Auslandsdeutschtums sein (24. und 25. August). Neben der wissenschaftlichen Zielsetzung hat diese Arbeit die hohe völkische Aufgabe, die Familienbeziehungen zwischen den Auslandsdeutschen und dem Mutterland und damit das gemeinsame Zugehörigkeitsgefühl zu Rasse und Volkstum zu vertiefen. Zum erstenmal werden in gemeinsamer Berichterstattung und Aussprache die sozialbiologischen Fragen auslanddeutscher Volksgruppen, die Fragen der Wanderungs- und Siedlungsgeschichte in Bezugsetzung zur auslanddeutschen Sippenforschung erörtert werden. Neben den grundsätzlichen Fragen wird auch die Methodik der Arbeit in den mannigfaltigsten Zweigen zur Sprache kommen.

Im besonderen wird auch über die Zielsetzung und die Ergebnisse der Arbeit in der „Hauptstelle für auslanddeutsche Sippenkunde“, die dem Deutschen Ausland-Institut eingegliedert ist, berichtet werden.

Die Tagung ist nach ihrem Aufbau und Inhalt nicht für Fachleute allein bestimmt, sie wird jedem Volksgenossen die Erkenntnis von der grundlegenden Bedeutung des blutmäßigen, bewußt gepflegten Zusammenhangs mit der Gesamtvolksgemeinschaft, aber auch mit der einzelnen deutschen Familie im Ausland, vermitteln. — Die Jahreshauptversammlung des Deutschen Ausland-Instituts schließt sich am 26. August an die sippenkundliche Tagung an.

Der Jahresversammlung des Deutschen Ausland-Instituts wird unmittelbar die diesjährige Tagung der deutschen Auslandslehrer, veranstaltet vom NS-Lehrerbund, Gau Ausland, die für die Zeit vom 20. bis 23. August nach Stuttgart gelegt wurde, vorangehen, so daß die vielen Vertreter der Auslandsschulen an beiden Tagungen teilnehmen können. Sie werden vom Deutschen Ausland-Institut mit besonderer Freude begrüßt werden, ist doch der deutsche Auslandslehrer in erster Reihe Träger auch jener Arbeit, die vom Ausland-Institut namentlich in materialsammelnder Hinsicht geleistet werden muß.

Festlicher Höhepunkt der Tagung bildet am 27. August die Einweihung und Eröffnung des im Wilhelmopalast eingerichteten Ehrenmals der Deutschen Leistung im Ausland, des ersten weltumspannenden Volksmuseums der Deutschen jenseits der Reichsgrenzen.

Dieses Ehrenmal wird die schöpferischen Leistungen der bodenständigen deutschen Volksgruppen in Europa sowie im Kolonial- und Übersiedlungsdeutschum auf den Gebieten der Kunst und Kultur, der Wissenschaft, Technik und Wirtschaft in einer umfassenden Schau zur Darstellung bringen. Der Wilhelmopalast ist für seine neue Aufgabe in der äußeren Gestalt völlig unverfehrt geblieben. Umbauten im Innern, wie sie für eine Ausstellung notwendig sind, haben die Reinheit des klassizistischen Stils des 1834 von dem Florentiner Giovanni Salucci erbauten Palastes im Sinne des Erbauers wieder klar zur Geltung gebracht.

Im Mittelpunkt des neuen Museums steht die Ehrenhalle, die dem Kampf des Auslandsdeutschtums um seinen völkischen Bestand geweiht ist. Sie faßt symbolisch zusammen, was gesondert die eigentlichen Ausstellungsräume bildhaft vergegenwärtigen. Die Ausstellung selber ist in keiner Weise ein Museum alter Ordnung, eine wissenschaftliche Sammlung oder eine gleichförmig aufgereichte Galerie, sondern es geht zuerst und zuletzt nur darum, dem Binnendeutschen in überzeugender Gestaltung die Leistung des Grenz- und Auslandsdeutschtums sinnfällig vor Augen zu führen, seine Anteilnahme und Mitverantwortung zu wecken für das Schicksal der Deutschen jenseits der Grenzen.

Festspiele des Sprechchors der Universität Berlin zu Hersfeld a. d. Fulda vom 22. bis 30. August 1936

Der Sprechchor der Universität Berlin hat die Stiftsrunde der Stadt Hersfeld zu seinem nationalen Theater erwählt. An dieser historischen Stätte, deren Ruinen auf 1200 Jahre zurückblicken können, werden in der Zeit vom 22. bis 30. August die Festspiele stattfinden, zu denen die Jugend der ausländischen und deutschen Universitäten eingeladen ist. Es wird eine Aufführung des „Prometheus“ gezeigt, ferner werden Stationen aus Goethes „Faust“ I. und II. Teil und Kompositionen von Schubert, Händel und Beethoven zur Aufführung kommen. In einem Gemeinschaftslager werden ausländische und deutsche Studenten Gelegenheit zum Gedankenaustausch haben. Die Kosten der Unterbringung, volle Verpflegung, Besuch der Festspiele usw. betragen bei Einquartierung im Zeltlager 25,— M. Teilnahme- und sonstige Bedingungen sind bei dem **Deutschen Akademischen Austauschdienst, Berlin NW 40, Kronprinzenufer 13**, zu erfragen, der auch die gesamte Organisation für Anreise und Abreise der ausländischen Studentengruppen sowie für verbilligte Studienfahrten durch Deutschland übernommen hat.

Zeitschriftenlese

Deutsche Pflanzler in Ost-Afrika. In der „*Illustrierten Zeitung*“ behandelt Prof. C. Troll in einem Aufsatz „**Weißer Siedlungsraum in Afrika**“ auch den gegenwärtigen Anteil des Deutschtums im ehemaligen Deutsch-Ost-Afrika:

„Nach dem Krieg kamen die Deutschen erst wieder 1926 ins Land. Da zunächst nur wenige von ihnen Kapital genug hatten, altes Pflanzungsland zurückzukaufen, aus den Händen von Indern, Griechen und Briten, sind die meisten von ihnen weiter binnenwärts gegangen, wo vor dem Krieg gerade die ersten schüchternen Versuche der Siedlung begonnen hatten. Sie wählten unbewohntes Land, wo Klima und Boden lockten, wo vor allem auch die zögernde Mandatsregierung Land dafür frei gab, und haben dort in den letzten zehn Jahren in zäher Arbeit und ohne Eisenbahnverbindung einen Pionier-Siedlungsgürtel aufgebaut, der fast ganz in deutschen Händen ist und kulturell ganz und gar deutsche Züge trägt. Mboji, Lupembe, Mufindi, Iringa-Dabaga, Oldeani sind solche deutsche Kolonien. Sie lehnen sich meist auf der einen Seite an immergrünen Wald an (Reservat), auf der anderen reichen sie in das weniger feuchte Grasland hinein. Daher haben wir auch immer nebeneinander Pflanzungsland, hauptsächlich für Kaffee, in Mufindi auch für Tee, und Gemischtfarmland, wo mit Pflug und Ochsen Getreidefelder entstehen. Da auch in der Plantagenzone und in den Vorkriegs-Pflanzungsgebieten im Laufe der Jahre immer mehr Land wieder in deutsche Hände kam, ist auf diesem friedlichen Weg und allen Hindernissen zum Trotz der Deutsche wieder der wichtigste Siedler geworden. Aber während vor dem Krieg von den 5300 Europäern 4100 Deutsche waren, sind von den 8500 Europäern von heute nur 2500 Deutsche, weil eben die ganze Verwaltung, das Eisenbahnwesen und der größte Teil des Bergbaues in britischen Händen liegen. Und während vor dem Kriege der größte Teil der Einfuhr aus Deutschland kam, ist er heute auf wenige Prozente herabgesunken, obwohl vor und nach dem Kriege das Prinzip der offenen Türe galt. Es ist eben doch ein Unterschied, welche Nation die Verwaltung in Händen hat.“

„**Der Norden**“, die Monatschrift der Nordischen Gesellschaft, im Verlage Wilhelm Limpert, Dresden und Berlin, veröffentlicht in der Mai-Ausgabe einen Beitrag des Staatsministers Fritz Wächtler über den nordischen Gedanken in der deutschen Erziehung. Er schließt mit den Worten: „Der nordische Gedanke in der deutschen Erziehung bedeutet die Selbstbesinnung auf die im Blut zeitlos verankerten Werte nordischen Menschentums, und damit ein umfassendes, neu ausgerichtetes Weltbild, dessen große schöpferische Kraft sich erst in späteren Generationen voll und deutlich erweisen wird!“

In der kulturell wertvollen und gut ausgestatteten „**Westmark**“, Monatschrift für deutsche Kultur (Westmark-Verlag G. m. b. H., Heidelberg-Saarbrücken), wirft E. Fr. Rasche im Heft 8/1936 einige Streiflichter auf das „**Europa von heute**“. Er sagt, daß die gemeinsame Linie der europäischen Völker nicht mehr zu erkennen ist. Die nationalen Energien strömen nicht in einen friedlichen Aufbau, sondern werden in neue Rüstungen geleitet. Europa gleicht einem großen Waffenlager. Der Krieg Italiens gegen Abessinien hat, obwohl er sich nicht in Europa abspielte, doch das ganze Gebäude, das in Versailles und Genf errichtet worden war, zum Einsturz gebracht. Der deutsche Friedensgedanke ist der Anlauf zu einem »Paix européenne«, eines friedlichen gemeinschaftlichen Wirtschaftsaufbaues auf den Prinzipien des Volkssozialismus.

Der Einbruch der Photographie. Unter diesem Thema bringt die „**Deutsche Rundschau**“ einen Beitrag von Paul Fexter über den Unterschied des künstlerischen und des photographischen Sehens:

„Ein witziger Mann behauptete einmal, die Häuser und Kirchen der modernen Architekten seien erst fertig, wenn sie auf dem schönen Kunstdruckpapier der Kunstzeitschriften von oben und von unten, von vorn und von hinten reproduziert seien. Darin liegt ganz die gleiche Erkenntnis: die Photographie hat sich zwischen die Kunst und den Betrachter geschoben, die unmittelbare

Wirkung des Werkes und damit die unbequeme Forderung der lebendigen Mitarbeit des Betrachters am Werk aufgehoben. Sie liefert dem Sehen auch die Kunst schon gebrauchsfertig gemacht, hebt die peinliche Anstrengung auf, die die Kunst vom Betrachter kraft ihres besten Sinns und Wesens fordern muß. Eine Galerie mit ein paar hundert Bildern entläßt den Besucher ausgenommen und gerädert, weil da, ob er will oder nicht, auf dem Wege über das Sehen und die Augen gelebt werden muß; ein Band mit photographischen Reproduktionen derselben Bilder läßt sich ohne Mühe und Anstrengung stundenlang betrachten — weil hier kein Hineingehen in die Welt der Maler, kein Mitgestalten mehr nötig und möglich ist.

Die Folge ist, daß nachher auch für die Kunst und ihre strenge Welt nur die halbe Kraft angeliefert wird, die für Film und Photo völlig ausreicht und deren Welt darum so angenehm leicht eingehend und unverpflichtend macht. An Kunst kommt man aber mit dieser halben Kraft so wenig heran wie an das Leben; da muß man schon die ganze herbeirufen, wofern man wirklich die großen Erlebnisse, Erfahrungen und Abenteuer der Seele miterleben will, die wir mit dem vieldeutigen Wort Kunst zu umschreiben pflegen. Es ist durchaus im Sinne des hier Entwickelten, wenn ein Kreis junger Kunsthistoriker, der von einem bekannten Buch mit sehr schönen Aufnahmen aus dem Raumburger Dom zu den Stiftern kam, zunächst eine ganz tiefe Enttäuschung erlebte und bekannte. Werke der Kunst sind nun einmal nicht in Momentaufnahmen der Augen zu erfassen, sondern verlangen Zeit und Einfaß.“

„**Fliegende Fische**“ mit Fallschirm. In der Monatschrift „**Stimmen der Zeit**“ schreibt Felix Küschkamp über die Entwicklung „**Wirbeltiere erobern die Luft**“. Ein interessantes Kapitel ist der passive und der echte Fischflug:

„Gleitflug erfordert Absprung von einem höheren Punkt. Die meisten Gleitflieger geben sich durch Sprung horizontal in die Luft hinaus eine horizontale Fortbewegungsgeschwindigkeit, was senkrechtcs Absinken verhindert, das Fallen durch Verlängerung des Weges verlangsamt. Fische nehmen einen Anlauf, erreichen durch schnelles Schwimmen eine hohe Anfangsgeschwindigkeit, ehe sie in die Luft hinauschnellen und als Flugfische einen Gleitflug ausführen. Zu ihnen gehören die marinen Schwalbenfische. Durch kräftige Seitenschläge des Rumpfschwanzendes und Aufwärtssteuerung schießen sie mit einem großen Vortrieb unter einem Winkel von rund 45 Grad in die Luft und entfalten die stark verlängerten Brustflossen als Fallschirm. Durch Senkung des Rumpfschwanzendes mit dem verlängerten unteren Teil der Schwanzflosse tauchen sie kopfsprungartig senkrecht ins Wasser ein, rudern wieder schräg aufwärts und steigen zum neuen Gleitflug empor. Bei ruhigem Wetter stehen die Rudersflächen symmetrisch, bei windigem Wetter zur Balance des Körpers unsymmetrisch; vor dem Eintauchen werden die Brustflossen an den Körper zurückgelegt.

Aber nicht jedes In-die-Luft-Springen bedeutet Flugversuch. Eine biologische Reihe, die zu echtem Fischflug führt, beginnt bei solchen Fischen, die unter starken Schwanzbewegungen den Körper so weit über den Wasserspiegel dahinjagen, daß nur noch die Schwanzflosse ins Wasser reicht, und bei denen sich eine Verlängerung der Brustflossen zeigt, die abgepreizt einen so starken Druck auf die Luft ausüben, daß der Fisch schieflich, einem Flugzeug mit nötigem Anlauf gleich, sich in die Luft erhebt.“

Nach Berichten der „Nordschleswigschen Zeitung“ wird in letzter Zeit eine Zunahme von **Ankäufen deutschen Bodens durch staatliche dänische Stellen in Nordschleswig beobachtet**. Diese Vorgänge rechtfertigen die Stellungnahme des deutschen Abgeordneten Schmidt-Wodder bei der Verabschiedung des Gesetzes über die Neubewilligung von zehn Millionen Kronen für Siedlungszwecke; er hatte sich der Stimme enthalten, weil er nicht das Vertrauen habe, daß das Gesetz in gleicher Weise dem deutschen wie dem dänischen Bevölkerungsteil zugute kommen werde. Wie er bei dieser Gelegenheit hervorhob, sind seit dem Anfall Nordschleswigs an Dänemark annähernd 28000 Hektar deutschen Bodenbesitzes (einschließlich der Domänen) in dänische Hand übergegangen.

Sudetendeutsches Volkssterben. Die Zeitschrift „**Der Auslandsdeutsche**“, herausgegeben vom Deutschen Auslandsinstitut in Stuttgart, bringt in der letzten Ausgabe eine

eingehende Arbeit über die schicksalbedeutende Tragödie, die sich im deutschen Sudetenraum abspielt. Wir entnehmen dem Artikel folgende Einzelheiten: „Das Statistische Staatsamt in Prag veröffentlichte zu Jahresbeginn eine amtliche Übersicht über die natürliche Bevölkerungsbewegung in der Tschechoslowakei im Jahre 1934. Sie bestätigt in erschreckendem Maße die Befürchtungen eines starken Geburten- und Bevölkerungsrückganges im Sudetendeutschtum als Auswirkung der planmäßigen tschechischen Vernichtungspolitik. Während alle anderen Volksgruppen im tschechoslowakischen Nationalitätenstaate einen beträchtlichen Bevölkerungszuwachs zu verzeichnen haben, ist der prozentuale Anteil des Sudetendeutschtums im Sinken begriffen.“

Nach eingehenden statistischen Angaben heißt es dann weiter in dem Artikel: „Die angeführten Übersichtsfiguren lassen den Ernst der volkspolitischen Lage des Sudetendeutschtums in seiner Gesamtheit klar erkennen. Die Verschiedenheit der landschaftlichen Struktur und sozialen Berufsschichtung brachte es mit sich, daß sich die Auswirkungen der tschechischen Wirtschaftspolitik, auf die die Verfallserscheinungen in erster Linie zurückzuführen sind, in den einzelnen sudetendeutschen Landschaftsgebieten in mehr und minder krasser Form zeigen. Am katastrophalsten zeigten sich die Folgen im nordböhmischen Industriegebiet.“

Ein paar Zahlen, die den Wirtschaftsverfall erkennen lassen, sollen zugleich die nachfolgenden Übersichten über die Bevölkerungsbewegung den notwendigen Hintergrund verleihen. In Nordböhmen war die Textil- und Glasindustrie daheim, die von jeher auf Export angewiesen war. Die Exportdrosselung, von der in erster Linie die sudetendeutsche Industrie betroffen wurde, führte dazu, daß z. B. in Zwickau von 2200 Webstühlen heute nunmehr 160 laufen und von 2400 Arbeitern höchstens noch 300 beschäftigt sind. In den Bezirken Friedland und Neustadt waren im Jahre 1919 in 76 Betrieben 14966 Arbeiter beschäftigt. Am 31. Dezember 1935 arbeiteten 5187 Arbeiter in 32 Betrieben. Der Rückgang der Löhne in diesem Gebiet betrug pro Jahr 21 Millionen Kč. Orte, in denen mehr als die Hälfte der Bewohner unmittelbar von der Erwerbslosigkeit betroffen ist, sind keine Seltenheit. In den Notstandsgebieten Hainsbach und Schluckenau entfallen auf 1000 Einwohner 326 Erwerbslose! In Rumburg allein sind über 4000 Webstühle zum Stillstand verurteilt. Im Bezirk Reichenberg, ohne das Stadtgebiet, ist das wöchentliche Lohnvolumen von 4,3 Millionen Kronen auf 2,1 gesunken.

Not und Elend sind eingezogen. Die Fabriken sind reihenweise stillgelegt, die Maschinen verrotten und die Menschen, die hier einst schafften, verelenden und verhungern. Von den nordböhmischen Bezirken sind 4 Verwaltungsgebiete Hainsbach, Rumburg, Schluckenau und Warnsdorf (Niederland) am härtesten betroffen. Die volkspolitischen Auswirkungen sind in diesen Bezirken daher am erschütterndsten.

Aus dem Aufsatz „Sitten und Gebräuche einiger Urvölker Süd- und Südwestchinas.“ von Dr. Gustav Fochler-Hauke, in der Zeitschrift „Sinica“ des China-Institutes, Frankfurt/M., Heft 5/6, entnehmen wir Folgendes:

In Süd- und Südwestchina leben noch heute viele Stämme einer uralten Rasse, die schon vor den Chinesen sich in Südostasien ausgebreitet hatte. Sie wurden jedoch im Laufe der letzten zweitausend Jahre von den Chinesen immer weiter nach dem Süden und Westen, in die Gebirge zurückgedrängt. Eine eigenartige, tiefsinnige, aber grausame Sitte wurde in letzter Zeit von den Chinesen unterbunden. Es war das Frühjahrsfest, das von den Tschun-gia am 15. Tage des zweiten Monats gefeiert wurde. Frühmorgens vor Sonnenaufgang versammelten sich an diesem Tage die erwachsenen Männer zweier Nachbardörfer auf einem eigens dazu bestimmten Felde und begannen gegeneinander einen furchtbaren Steinkampf, der erst endete, wenn ein Mann zu Tode getroffen niedersank. Frauen und Kinder durften während des Kampfes die Hütten nicht verlassen und erst an der nachfolgenden Feier teilnehmen. Der im Steinkampf Getötete wurde in einem offenen Feldfeuer bei Sonnenaufgang verbrannt und seine Asche an alle Feldbesitzer gleichmäßig verteilt. Unter feierlichen Vorkehrungen wurde dann diese Asche über die frischbestellten Felder gestreut. Diese Zeremonie sollte nichts anderes bedeuten als das Verbundensein mit der Erde, als deren Kinder sich die Tschun-gia fühlen, in deren Wann sie stehen, der sie opfern, damit sie ihnen gnädig bleibe und die Saat voll erblühen lasse.

Büchertafel

50 Jahre Bergsteiger. Erlebnisse und Gedanken von Fritz Rigele. „Sport und Spiel“ Verlags- und Vertriebs-G. m. b. H., Berlin-Wilmersdorf.

Fritz Rigele ist stolz darauf, in seinem langen Leben rund 1800 Berggipfel erstiegen zu haben. 70 Berge haben ihn als ihren ersten Bezwinger auf ihrer Spitze gesehen. Das ist eine Leistung, zu der Liebe und Leidenschaft, Feuer und Freude, Selbstbewußtsein und Sehnsucht, Kraft und Können gehört. Wie dies Leben durch fünfzig Jahre verlaufen ist, schildert Rigele mit glühendem Herzen und feinem Verstand, mitunter zu breitspurig, mitunter zu selbstgefällig. Aber der Mann hat, wie man hört und liest, in der alpinen Welt Rang und Ruf, und seine Erlebnisse und Ratschläge sind ebenso reich wie reizvoll. Dazu kommt der feine Humor des unbewußten Philosophen, der immer etwas zu sagen hat, auch wenn die einsamen Gipfel schweigen. Eine besondere Freude wird selbst der Tieflandsfreund an den Kapiteln finden, die den Gebirgskrieg schildern, Absturzerlebnisse erzählen und von der Jägerei im Hochgebirge plaudern. Was Rigele den toten Kameraden zum Andenken sagt, verdient innerste Teilnahme; manches Wort über diese Opfer der Berge wirkt erschütternd. Was der Verfasser jedoch über österreichische Politik vorträgt, kümmert den Reichsdeutschen wenig, und seine Gedanken über Rassenfragen erscheinen in einem Buche überflüssig, das vom Segen der Berge viel Gutes und Schönes zu sagen weiß. Ein reicher Bildschmuck, in dem auch unser Hermann Göring als Bergsteiger nicht fehlt, gibt dem etwas dickleibigen Buch besondere Reize. R. J. L.

Handelsmarine-Fibel. Verlag Offene Worte, Berlin W 35, 1936. 136 S. 1,50 M.

Unter dem Begriff Fibel versteht man ein Buch, das nicht für Sachverständige, sondern für Lernende geschrieben ist, welchen das betreffende Gebiet noch nicht vertraut ist. Das ist hier nicht der Fall. In dem Büchlein sind Begriffe wie Displacement, Trimm, Metazentrum usw. in seitenlangen Abhandlungen überaus gründlich erläutert. Wir fürchten aber, daß der Leser aus der breiten Masse der Volksgenossen, für den die Arbeit doch wohl bestimmt ist, diese Absätze schwer verstehen wird, wenn er nicht die in der Einleitung so gering geschätzte „Vorbildung“ dazu besitzt. Was soll er z. B. mit den Tabellen über Potenzen und Wurzeln anfangen?

Für ihn würde eine kurze Erklärung obiger Begriffe durchaus genügen. Dagegen vermissen wir Erklärungen und Beschreibungen anderer, die Allgemeinheit mehr interessierender Themen, z. B. Sicherung durch die Schotten, wie ein Stapellauf gemacht wird, etwas über Ortsbestimmung auf See, Hilfsmittel der Seefahrt, alles Dinge, welche ein Schiffsreisender heute an Bord sieht oder erlebt. Auch über die Rheinschiffahrt wäre

etwas zu sagen, wie über unsere erste Handelsmarine, die Hanse.

Gerade in heutiger Zeit, wo durch die Entschlußkraft des Führers immer weiteren Kreisen unseres Volkes die Möglichkeit geboten wird, die Seefahrt selbst kennen zu lernen, würde ein kleines Buch, welches mehr die praktischen, sichtbaren Gebiete und weniger die Theorie behandelt, dankbar aufgenommen werden.

Philipp, Konteradmiral a. D.

Kampf um die Dardanellen. Von Clemens Vaar. Paul Neff, Verlag, Berlin 1936. 240 Seiten Text, 16 Seiten Bilder und eine Kartenskizze, in Leinen 4,80 M.

Wenn man dieses Buch in die Hand genommen hat und einige Seiten darin blättert, liest man sich fest und man legt es nicht eher wieder aus der Hand, als bis es bis zur letzten Seite — verschlungen ist. Das sagt wohl alles über die ungeheure, geradezu dramatische Spannung, die über diesem Werk liegt. In einer Aufeinanderfolge von lebendigen, immer sich steigenden Reportagen ist hier Clemens Vaar eine Schilderung der Dardanellenkämpfe gelungen, wie sie in dieser Art besser und überzeugender nicht vorliegt. Nur derjenige, der selbst weiß, was Aushalten im schwersten Trommelfeuer heißt, was es heißt, fast waffenlos einer ungeheuer überlegenen, gegnerischen Macht entgegentreten zu müssen, der kann richtig ermessen, welch eine Todesverachtung, welch eine übermenschliche Fähigkeit in diesen wenigen deutsch-türkischen Dardanellentruppen gesteckt hat, die ausserhalb waren, zwischen Europa und Asien die Front der Mittelmächte jahrelang zu halten. Vaar baut sein Buch geschickt auf. Er erweckt von Anfang an allergrößtes Interesse am weiteren Geschehen. Er versteht es, fast anekdotenhaft das langsame Näherkommen der großen Entscheidung am Hellespont zu entwickeln. Er zeichnet mit wenigen Strichen den Jungtürken Enver Pascha ebenso wie den genialen Improvisator Admiral von Usedom, den vorbildlich tapferen Marineartilleristen ebenso wie den braven türkischen Soldaten, der in Bewunderung zu seinen deutschen Kameraden emporblickt; und auch auf der Gegenseite sieht man den Brausewind Churchill, den Zauderer Admiral Cardon, den „Schweiger“ Kitchener, Hamilton, den ästhetisierenden General und Sir Kobek aus Telegrammen, die sie senden, aus Gesprächsstücken, die wiedergegeben werden oder aus Taten, zu denen sie sich rasch entschließen müssen, ganz nabe, ganz voll Blut und Saft, ganz als „Mensch“ vor sich — es ist ein Ringen auf Leben und Tod, hart, phrasenlos, opfergläubig und bis in die letzte Phase männlich. Diese Dardanellenkämpfe dürfen nicht vergessen werden. Sie werden durch dieses Buch wieder wach — die Erinnerung an sie wird gerade heute zu einem Erlebnis! Dr. J.

Lovis H. Lorenz: „Zu neuen Ufern“. Reil-Verlag, Berlin 1936. 272 S.

Über den Rahmen der reinen Zustandschilderung des im Aufbau begriffenen Erdteils Australiens hinaus bezieht vor allem an diesem Buche die Gliederung des Stofflichen; Gefühlsbetonung und Spannungsvermittlung gehören zu seinen Hauptelementen; aber das allein würde nicht genügen, wenn nicht die Kraft der Sprache und eine gestaltende Phantasie hinzuträten, die den Leser wohltuend in ihren Bann ziehen. Kein schöneres Kennwort wüßten wir für das Buch zu finden, als den Leitspruch des alten Fontane: „Der kommt am weitesten, der nicht weiß, wohin er geht!“ hg.

Große Politik oder Fabel?

Mit einiger Spannung liest man dieses Buch, „Die farbige Front“ von ***, Paul List Verlag, Leipzig, Schloffen Verlag, Berlin 1936, 7,80 M. Der Autor verbirgt sich hinter drei Sternen und der Untertitel nur verrät: Hinter den Kulissen der Weltpolitik. Es ist wohl eins der eigentümlichsten Bücher, das auf dem deutschen Buchmarkt erschienen ist, aber es liegt trotz des tiefen Mysteriums, mit dem sich der Verfasser umgibt, doch ein großer Reiz über den Seiten. Denn sie enthalten ein tiefes Wissen und ein feines Ahnen der großen weltpolitischen Zusammenhänge und ihrer einzelnen treibenden Kräfte. In der Mitte der Handlung, die manchmal wie ein glänzend geschriebenes politisches Feuilleton erscheint, steht die abessinische Prinzessin Tahitu, schön, klug, energisch. Sie geht auf Reisen, man sitzt mit ihr in Singapur, in London, in Tokio, in Harlem, dem schwarzen Stadtteil New Yorks, man findet sie in dem Harem Ibn Sauds, des Wahabitenfürsten, der ein Großkarabien zimmern will, überall, wo Politik gemacht wird, taucht sie auf, um Geld, Waffen, Bundesbrüderschaft oder Freundschaft für Abessinien zu werben. Sie ist der politische Gedanke, der dem ganzen Buch die Klammer gibt. Der Autor, der dieses Buch schrieb, leuchtet tief hinein in die großen Zusammenhänge und versucht die dynamischen Kräfte, die heute in der farbigen Welt zur Herrschaft drängen, zu schildern. Aus eigenem Erleben? Vielleicht... Ein Wissender mit tiefer Empfindlichkeit, der mit offenen Augen auch die feinsten Regungen registrierte, hat dieses Buch geschrieben. Rücksichtslos, stürmende Phantasie eröffnet große Zusammenhänge und gewährt Einblicke. Das Rätsel des Dreisternmannes wird nicht gelöst, aber sein Versuch ist geglückt. Roku.

Ein neuer Beumelburg.

Mont Royal. Von Werner Beumelburg. Vom himmlischen und vom irdischen Leben. Gerhard Stalling Verlag, Olbenburg 1936.

Dieser neue Roman von Beumelburg ist eine politische Dichtung, die aus der geschichtlichen Beziehung der beiden Nationen, Frankreich und Deutschland, schöpft, politische Wahrheit unter dem Gewande der Historie birgt und tief in die aktuellsten Gegen-

wartsprobleme hineinleuchtet. Um einen Berg in der friedlichen Pfalz, von den Franzosen „Mont Royal“ genannt, ranken sich die Geschehnisse des Romans. Sie führen von der Zeit des Sonnenkönigs in den deutschen Partikularismus hinein, und zeigen, wie Frankreich der Weg zu seinen egoistischen Zielen durch diese deutsche Uneinigkeit erleichtert wurde. Um die Geschichte des Pfälzerbuben Jörg reißt der Dichter Kette um Kette historische Geschehens. Und diesem Jungen brennt der deutsche Reichsgedanke tief in der Seele und läßt ihn zu dem unermüdeten Kämpfer werden, den keine Leibes- und Seelennot abzubringen vermag von der Liebe zu seiner Idee. Nicht Jagd nach eigenem egoistischen Vorteil, sondern die Liebe zur Idee ist das wesentliche auch im Leben der Völker. In dieser romanhaften Form, mit ihren immer fesselnden und spannenden bunten Bildern ist es Beumelburg gelungen, dieses große Hochziel auch einem wesentlich breiteren Kreise vor Augen zu führen; echter, aus dem Herzen kommender Pathos, der Wille zu einem ewigen Deutschland und die Notwendigkeit des deutschen Volkes, darin liegt die große Bedeutung dieses Werkes. Rutschera.

Zietenhusaren. Von Paul Oskar Hoeker. 1936, Verlag Scherl, Berlin.

Ein neuer Roman aus der Zeit des großen Preußenkönigs und seines Husarengenerals Joachim Hans von Zieten aus der bewährten Feder Paul Oskar Hoekers. Um Detlev von Kombeck, den Sohn eines gefallenen preußischen Husarenoffiziers und einer ungarischen Mutter, als blutjungen Kornett, sowie den Rittmeister der roten Husaren von Samogy ranken sich bunte Bilder, die trefflich gezeichnet, von oft packender hinreißender Anschaulichkeit sind.

Heimat Ostafrika. Von Otto Penzel. Leipzig 1936. R. J. Koehler Verlag. 209 S. Ganzleinen 4,20 M.

Hein Altgeßel, der Typ des schlichten männlichen afrikanischen Kolonialdeutschen, beginnt im Süden des alten Deutsch-Ostafrika als Pflanzungsleiter seine Kolonialaufbahn. Sie ist nicht arm an Mühen und Entbehrungen, an Schwierigkeiten wirtschaftlicher Natur und an Fiebernöten. Als dann der Weltkrieg ausbricht, da endet die planvolle Ausbeutung des neu gewonnenen Arbeitsraumes und Hein Altgeßel tritt ein in die Reihen der vielen deutschen Männer, die unter Lettow-Vorbeckes Kommando fochten und starben. Man erlebt die harmlosen Grenzplänkeleien, die sich zu immer schwereren Gefechten steigern, zu Kämpfen, denen die deutsche Truppe kein gleichwertiges Material entgegenzusetzen hat. In diesem starken Erleben wird der Dank an die schwarzen Männer nicht vergessen, die treuen Gefellen, die in Nacht und Not bis zum bitteren Ende dem deutschen Freunde die Treue hielten, obgleich für sie kaum noch etwas übrig geblieben war, was ihnen das Leben lebenswert machte, aber ungenannt und unbelohnt, sie hielten aus. Es ist ein

feines Buch, aus dem der Duft der Steppe weht, ein hohes Lied auf die Treue der schwarzen Askari und vom stillen Heldentum des Kolonialdeutschen. Roku.

Forscher, Kaufherrn und Soldaten. Von Paul Burg. Leipzig 1936. R. F. Koehler Verlag. 40 Bilder. 328 S. Ganzleinen 4,80 M.

„Deutschlands Bahnbrecher in Afrika“ nennt sich diese Kolonialgeschichte, die von jedem dieser deutschen Bahnbrecher und Pioniere im schwarzen Erdteil eine Charakteristik entwirft; sie alle haben, weit über das Militärische und Wirtschaftliche hinausgehend, ganz allgemein kulturell um Afrika gerungen. Es erstehen hier in lebenswarmer Darstellung wieder alle die „Afrikaner“, die als Naturforscher, als Kaufleute und als Soldaten von einer unsafbaren dynamischen Kraft getrieben, hinausgingen, um Afrika zu ergründen und für die Heimat Kolonien zu schaffen. Von Groeben wird erzählt, dem Kolonistator des Großen Kurfürsten, von Hornemann und Barth, den Altmeistern der Afrikaforschung, von Wislmann, Nachtigall, Lüderitz und den Woermanns, und den vielen anderen bis zu Frobenius, die im schwarzen Erdteil Deutschlands Flagge entfalteteten. Das Buch ist keine wissenschaftliche Darstellung, aber mit warmem Herzen geschrieben und in der feinen sauberen Charakteristik der einzelnen Forscherpersönlichkeiten findet sich manch feiner trefflicher Zug. Jeder, der da draußen im fernen Lande auf vorgeschobenem Posten arbeitete und wirkte, war ein Soldat des Heimatlandes. Es ist eine lange Kette deutscher Männer, die hier aufmarschieren und die Afrika einen Hauch deutscher Sendung brachten. Wie diese deutsche Sendung aber auf die Eingeborenen wirkte, darüber berichtete ein Forscher, der im oberen Sudan einen blinden Neger traf: „... das blicklose Gesicht hochend hingewandt, fragte er mich, ob ich ein Deutscher wäre. Als ich bejahte, begann er zu erzählen von dem Kampf, den er vor zwei Jahrzehnten unter Lettow-Vorbeck miterlebt hatte. Es klang wie ein altes Heldenlied, so voller Begeisterung und die Tränen liefen ihm über die Wangen, als er vom Tode seines Hauptmanns erzählte. Und wenn ich noch einmal zwei Augen hätte, ich würde sie hergeben. Sagen Sie es in Deutschland, ich würde sie hergeben.“

Rutschera.

Japan in der Welt. Von Anton Jischka. Verlag Wilhelm Goldmann, Leipzig 1936. 386 S. Kartoniert 6,80 M.

Die japanische Expansion seit 1854 versucht der Verfasser darzustellen. Er schildert, wie in wenigen Jahren aus Japan, dem Agrarland, der Industriestaat wurde, der sich seine Stellung in der Welt erkämpfte. Der Verfasser hat den Rahmen weit gespannt; er gibt einen kurzen Einblick in die geschichtliche Entwicklung und schildert dann die japanischen Oligarchien, das moderne Agrarproblem und wie sich aus dem Hochkapitalismus die innerpolitischen Spannungen und ihre gewaltsamen Lösungen ergeben. Das Buch ist ohne Zweifel interessant und leicht lesbar geschrieben, aber man kann leider dem Verfasser nicht auf allen Wegen folgen, besonders nicht bei der Schilderung der außenpolitischen Konstellationen. Es sind hier doch ganz andere, viel tiefgehendere Kräfte von einer ursprünglicheren Dynamik am Werke. Gerade in den letzten Abschnitten beschränkt sich Jischka nur auf eine Schilderung der gegenwärtigen Spannungen, ohne den Entwicklungen im tiefsten Wesenskern auf den Grund zu gehen. Er gibt auch viele phantastische Ausblicke, ohne auf wirklich wissenschaftliche Grundlagen und außenpolitische Imponderabilien einzugehen. Deshalb liest sich der zweite Teil des Buches mehr wie ein außenpolitisches, amüsanter geschriebenes Feuilleton.

Eingegangene Bücher:

Schriften zur kriegswirtschaftlichen Forschung und Schulung:

Major Dr. Kurt Hesse: „Der kriegswirtschaftliche Gedanke“. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1935. Preis kart. 1,80 M.

Dr. Karl Römermann: „Die industrielle Kriegswirtschaft Englands 1914-1918“. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1935. 84 S. Preis kart. 1,80 M.

Dr. Fritz Feyer: „Ölpolitik der Großmächte“. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1935. 69 S. Preis kart. 1,80 M.

Oberst a. D. Rudolf Ritter und Edler von Kylander: „Die kriegswirtschaftliche Verfassung Italiens — Stoff und Geist im modernen Krieg“. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1935. 54 S. Preis kart. 1,80 M.

Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Inhalt: Konrad Kutschera, Berlin C2, Fernruf der Schriftleitung: D 4 Humboldt 6415 / Für die Anzeigen: Hermann Dumke, Berlin NW 40, Fernruf für die Anzeigen: C 5 Hansa 5311 / Verlag: Gesellschaft für Länderkunde, Berlin NW 40, Lüneburger Straße 21 / Anzeigenpreise lt. aufliegendem Tarif / Druck: Niemann & Sohn, Berlin N 20, Dronheimer Straße 27 / **Manuskript- und Buchzusendungen an die Schriftleitung: Berlin C2, Breite Str. 37 (Ibero-Amerikanisches Institut) erbeten** / Alle Rechte für sämtliche Beiträge, einschließlich die der Übersetzung, vorbehalten / Nachdrucke aus dem Inhalte dieser Zeitschrift sind gestattet mit genauer Quellenangabe, unbeschadet der Rechte der Verfasser / „Länder und Völker“ erscheint monatlich / Preis des Einzelheftes RM. —,50 / Jährlicher Bezugspreis RM. 5,40 / Diese Bezugspreise ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme der Schweiz und Palästina) um 25 % / Bestellung bei jeder Buchhandlung, Postanstalt oder dem Verlage / D.-A. I. Vj. 1936: 7500.



Aus dem Inhalt früherer Hefte von „LÄNDER UND VÖLKER“

Heft 1 / Januar 1936: Faupel, Zum Geleit / Kurt Rathke, Länderkunde und zwischenstaatlicher Rundfunkaustausch / J. W. Schottelius, Die Deutschen und die Entdeckung Amerikas / L. Heck, Ibero-Amerika und deutscher Zoo / Ewald Volhard, Die Libyenfahrt der Frobenius-Expedition I / E. Lindenborn, Deutsche Kulturarbeit im Ausland / Deutsche Siedlungen in der Sowjetunion / Die Familie Humboldt und die Hugenotten / Die Lope de Vega-Feier im „Haus der Länder“ / Der Festakt zum „Día de la Raza“ im Ibero-Amerikanischen Institut.
Beilage: Ibero-amerikanische Bibliographie

Heft 2 / Februar 1936: Julius von Farkas, Kulturdenkmäler der mittelalterlichen deutsch-ungarischen Beziehungen in Deutschland / Walter Estermann, Fernweh nach Afrika / Friß Olinsky, Das uns artverwandte Skandinavien / Ilse Demme, Das Deutschtum in Siebenbürgen / Ewald Volhard, Die Libyenfahrt der Frobenius-Expedition II / Max Tepp, Zum 400jährigen Bestehen deutschen Handels in Argentinien / Erika Heinrichs, Aus meinen Reisen in Ecuador / J. W. Schottelius, Das Märchen von den drei Hunden in der Unterwelt / Niedersächsisches Volkstum / Ungarn-Abend im „Haus der Länder“.
Beilage: Europäische Bibliographie I

Heft 3 / März 1936: A. E. Johann, Leeres, gefährdetes Australien / Hans Hömberg, „O Fudesaki“ — die Offenbarung der neuen Tugend / W. K. Nohara, Der japanische und der chinesische Soldat / Konrad Kutschera, „Mongolenland“ / O. Philipp, Die britische Lebenslinie / J. W. Schottelius, Amerasiatische Kultur / Die Not der Deutschen in Sowjetrußland / Nochmals: Ungarn im „Haus der Länder“.
Beilage: Außer-europäische Bibliographie I

Heft 4 / April 1936: Walter Estermann, In den Zelten an der Italienischen Front erzählt man sich ... / I. Schulze, Der Tana-See im abessinischen Konflikt / O. Philipp, Das ägyptische Problem / Otto Corbach, Eurafrika / Harald Feddersen, Das iranische Reich — ein neues asiatisches Kraftzentrum / Kurt Schmidt, Religiöse Wandlungen in Iran / Ewald Volhard, Die Libyenfahrt der Frobenius-Expedition III / Das neue deutsche Recht und seine Beziehungen zu Italien / Deutschlands Brücke nach Übersee. Drei Jahre Deutscher Kurzwellensender.
Beilage: Ibero-amerikanische Bibliographie

Heft 5 / Mai 1936: Paul H. Kuntze, Skagerrak / G. Hägermann, 50 Jahre Johannesburg / Harald Feddersen, Das Tote Meer — Geheimnis und Wirklichkeit / Ewald Volhard, Die Libyenfahrt der Frobenius-Expedition IV / Richard Kaysenbrecht, Das Baltenland — ein zwischeneuropäisches Bollwerk / Nordischer Abend im „Haus der Länder“ / Die Arbeit der Deutschen Akademie.
Beilage: Europäische Bibliographie II

Löhndorff – ein neuer Sealsfield

Unter dieser Überschrift widmet Professor Adolf Bartels den Abenteuerbüchern von Ernst J. Löhndorff im „Völkischen Beobachter“ eine umfangreiche Besprechung. Er schließt seine einleitende Betrachtung mit den Worten: „Nun ist in Ernst J. Löhndorff wieder ein echter Ethnograph aufgetreten, der wie einst Sealsfield treue Bilder des Gesamtlebens exotischer Völkerschaften liefert, und ich halte es für meine Pflicht, ihm seine Stellung in der deutschen Literaturgeschichte zu verschaffen.“

Erschienen sind:

Afrika weint / Tagebuch eines Legionärs	RM 3,25
Amineh / Die zehntausend Gesichter Indiens	RM 2,85
Bestie Ich in Mexiko / Wahre Erlebnisse	RM 3,25
Binnenhöhle am Jacinto / Urwalderlebnis	RM 2,85
Gold, Whisky und Frauen in Nordland	RM 3,25
Der Indio / Kampf und Ende eines Volkes	RM 2,85
Der Narr und die Mandelblüte / Roman	RM 3,25
Noahs Arche / Eine Saga von Mensch und Wal	RM 2,85
Satan Ozean / Von eisernen Männern	RM 2,85
Erommla, Piet! / Deutsche Landsknechte	RM 3,25
Südwest – Nordost / Erlebnisschilderungen	RM 1,50

Jeder Band in Ganzleinen gebunden / Zu beziehen durch alle Buchhandlungen



Carl Schünemann
Verlag / Bremen

Das „Haus der Länder“

am U-Bahnhof Klosterstraße

bietet infolge seiner zentralen Lage in der Innenstadt die günstigste Gelegenheit für

Theaterspiel und Filmvorführungen, Vorträge
und kulturelle Veranstaltungen jeder Art.

In erster Linie sollen dort die AUSLANDS-VEREINIGUNGEN und Kolonien der Deutschland befreundeten fremden Völker mit ihren hiesigen Mitgliedern und ihren Freunden eine Heimstätte für ihre NATIONALEN FEIERN und Feste finden.

Das Haus verfügt über eine geräumige STILBÜHNE mit vielen Nebenräumen, eine vollständige TONFILMANLAGE und gewährt, bei vorzüglicher Akustik, im Parkett und Rang Raum für 850 Zuschauer.

Auskünfte erteilt

die Geschäftsstelle der Gesellschaft für Länderkunde

Berlin NW 40, Lüneburger Str. 21

